L.g.
4° 60 n

Bernard

Graf von Granvilar

GARTNER eine

Familiengeschichte

französischer Emigranten

Seitenstück zu St. Julien

von

August Lafontaine

Leipzig

im Joachimschen litterarishen Magazin.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Bernard
Graf von Granvilar.

[redacted]

Graf Bernard von Granvilar an den Marquis von Laigneville.

Beaucouleur den 20ten May 1789.

Freundlich sey dein Himmel wie der meinige! Glück, Friede und Freude dir und der ganzen Welt! — O Freund! zeige mir einen Elenden, daß ich ihm beistehen, führe mir einen Todfeind zu, daß ich ihm verzeihen kann. Mein Herz ist so weit, so wohl, das Gute in mir so stark, das Unsterbliche in mir so fühlbar — o gieb mir Herschergewalt über die Erde — bei den Unsterblichen meinen Brüdern! ich mache sie glücklich — denn ich liebe! Jauchzend leg' ich dies Geständniß in deine theilnehmende Seele: ich liebe! Eile an mein Herz und vernimm die heilige Geschichte dieser Liebe. Die glühendste unwiderstehlichste Sehnsucht reiße dich von dem Schlummer des Hofes und den Ketten der Politik in unsere stille

Provinz und die Umarmung deines glücklichen Freundes zurück. —

Wo soll ich anfangen, wo soll ich enden? Die Liebe begleitet unsre unsterbliche Seele von den Sternen herab und kehrt dorthin wieder mit ihr zurück. Die Geschichte unsrer Liebe ist die unsers Daseyns. Wenn du deine Wärterin — glücklich dessen Wärterin seine Mutter ist! — das erstemal anlächelst, wenn du das erstemal dein schlagendes Herzchen an das ihrige, dein glühendes Gesicht in ihren Busen drückst: so sind das die ersten Funken des Opferfeuers, das Gott selbst sich in dir entzündet hat. Wehe dem, der diese heilige Flamme verlöschen läst! ihn trifft die Strafe der unvorsichtigen Vestalin, der Fluch: Du bist allein! und die kalte Erde verschlingt ihn vor der Zeit.

Du wirst größer und deine Liebe erwärmt und belebt jedes Wesen um dich her: du hast deine Lieblingsblume die du pflegst; dein Hündchen das du fütterst; du wirbelst dich nun unter deinen Gespielen umher, du ruhst mit ihnen im Schatten; dein Händchen schlüpft aus einem in das andere, deine Lippe drückt sich auf jede Wange.

Aber bald wählst du einen aus unter ihnen, mit ihm allein theilst du nun deine kleine Freuden und Geheimnisse, wie deine Früchte und Blumen; ohne ihn kannst du nun nicht mehr spielen; dich freut die Blume nicht mehr, die du ihm nicht zeigen, dich entzückt der Gesang keines Vogels mehr, auf den du ihn nicht aufmerksam machen kannst. Du umschlingst ihn mit deinen kleinen Armen und deine ganze Zukunft, deine Träume und Hoffnungen, deine Geliebte, deine ganze Welt in ihm.

O Laigneville! ständest du doch hier an meiner Seite im Fenster. Die Abendsonne strahlt mich an wie die Erinnerung, der Himmel glüht wie meine Phantasie, die Wolken fliegen mit meinen Wünschen gen Abend.

Selige, selige Knabenzeit, Erzieherin unsrer Freundschaft! — Alles, alles, hatte da Bezug auf unsere Liebe; jede neue Kenntniß, die uns Angilbert lehrte, vereinigte uns inniger. Schneller, als meine Brüder, selbst als Michael, begriffen wir alle Sprachen — denn welche Freude! wenn wir uns etwas zuruffen konnten, was unsre Spielgefährten nicht verstanden. Eine Kleinigkeit gewann uns für die trockensten Wis-

senschaften. Das Zwillingsgestirn machte uns die ganze Sternkunde lieb; ämsig lernten wir Mathematik, weil sie uns beweisen lehrte, was wir bisher nur gefühlt hatten — was verbundene Kräfte vermögen! Wegen der verschlungnen Hände auf dem Titelblatte hielten wir selbst beim römischen Gesetzbuch aus: Vires concordia firmat! war unser Wahlspruch geworden. Aber keines wuste jemahls mehr als das andere, um das andere nie zu beschämen. Vergebens spottete Bruder Albert unsers Fleißes. Zu was, sprach er, hat der liebe Gott euch zu Edelleuten gemacht, wenn ihr wie Bauern arbeiten wollt? Du sahst mich lächelnd an: ich schämte mich meines Bruders, aber Michael, der indeß einen alten Roman durchblättert hatte, jagte ihn lärmend zur Thüre hinaus und ließ uns nun nicht eher Ruhe, bis wir zur Belohnung, daß er, wie er sagte, uns den Edelmann weggeschaft hätte, mit ihm ins Freie sprangen.

O Bruder! du kennst den Spielraum unsrer Knabenjahre — ich darf dir den Baum nicht zeigen, der unsern Namen trägt, dich nicht an den Bach führen, dem wir einen andern Lauf abzwangen. Hier liegt die Wiese vor mir, der Tummelplatz unsrer Heldenthaten. Hier war

unser Griechenland und Rom, hier lebten wir die Götterzeiten der Helden.

Jenen Eichenwald heiligte die vaterländische Geschichte — ach seine schönsten Zweige sind abgestorben! Dort waren wir Druiden und Barden; dorthin holten wir mit unendlicher Mühe alle Steine der Gegend zusammen, um den Männern ein Grab zu errichten, die unter Herrmann siegten und fielen. Ach und dort ist der Hügel, von dem wir das gelobte Land erblickten, von dem wir der Patriarchen friedliche Hütten und ihrer Kinder Siege sahen. Die wilden Rosensträuche sind dichter darauf zusammen gewachsen, der Bach hat ein Stück von seiner Seite gerissen, der Stein, auf dem wir saßen, ist mit Moos überzogen. Dort waren wir immer allein, denn Michael lief, wenn wir die Israeliten nur nannten. Hundertmal lasen wir dort die rührende Geschichte Davids und Jonathans: du warst David, ich Jonathan: der wilde Hügel war die Wüste Siph, in der ich dich heimsuchte. Wir umarmten einander schluchzend, unsre Herzen verbanden sich, wie die Herzen Jonathans und Davids. Oft sangst du dann die Klage des jungen Königs um seinen gefallenen Freund. — — Wir knieten neben unserm Sitze; der Stein ward das Altar,

auf das wir den Schwur ewiger Treue niederleg=ten: daß uns nicht Glück, nicht Unglück, nicht Meinung und Gesetz, daß uns selbst Frauenliebe nicht trennen sollte! Bruder! sie ist gekommen die Zeit der Prüfung — ich liebe! und du bist mir derselbe geblieben — ich liebe! und du bist mir mehr geworden, denn ich kann es dir vertrauen. —

O Laigneville! die Liebe läst sich so wenig schildern, als Gott! sie ist Schöpfungskraft selbst — ihr Hauch rief die Welten aus Nichts und beseelt sie um mich her; der Baum belebt sich, den ich umfasse; ich rede mit den Vögeln, die ihn bewohnen; die Fluren bevölkern sich mit Silphen, alle Gewässer mit Nimphen; aus den Wolken, die über mich hinfliehen, schweben die Geister meiner Geliebten herab. — —

Einen Schwärmer wirst du mich schelten, denn du kennst meine gewöhnliche Weise; aber die Hände zusammenschlagen wirst du und aus=ruffen: Himmel, wie hat der Mensch dies Glück um dich verdient! wenn ich dir den Ge=genstand meiner zärtlichen Wünsche, wenn ich dir Adelen von Grosmenil nenne. Sieh! so pflanzt oft der Eigensinn des Gärtners, oder der Wind, neben die kaiserliche Lilie einen verdienst=

losen Strauch. Laß ihn stehen! er schützt die Wurzeln seiner edlen Nachbarin vor Wind und Sonne und erhebt ihren Reiz. —

Ob ich Gegenliebe hoffen darf, oder auch nur hoffe, kümmert meine Liebe nicht; sie besteht für sich selbst, sie würde dieselbe bleiben, wenn auch Adele mich hassen könnte. Komm, und gewinne ihre Liebe! Du bist besser als ich! und mein Herz ist zufrieden, wenn es Adelen glücklich fühlt — und bewahre mich Gott vor dem Eigendünkel, daß sie nur in meinen Armen es werden könnte! — Komm! gern gehen Freundschaft und Liebe Hand in Hand, gern baun sie sich einen gemeinschaftlichen Herd, und die Liebe pflegt der Freundschaft und die Freundschaft erzieht der Schwester Liebe ihre Kinder!

Laigneville war in Versailles, wohin Vater Ludwig die Stellvertreter seiner Nation beruffen hatte. Der dritte Stand begann die andern zu überstimmen; mit pochendem Herzen und zitternder Hand schrieb Laigneville dies seinem Freunde; kein Wort von Adelen, kein Wort von Granvilars schwärmerischer Liebe. Eine Thräne fiel

auf den Brief, aber ihre stille Klage erreichte nicht den glücklich Liebenden.

Granvilar floh täglich nach Blenod. Der alte Graf Alexander von Grosmenil wohnte dort mit seiner liebenswürdigen Tochter und versammelte den Adel der ganzen Gegend in seinem prächtigen Schlosse. Ungeladen, wie seine täglichen Gäste erschien die Freude unter ihnen, mit den Grazien und den Göttern des Scherzes. Alle Sorgen, alle Launen hatten sie ihren Brüdern nach Versailles mitgegeben. Adele lehrte sie das Leben genüßen, ohne sich in den Vorzimmern von Saint Cloud, Trianon und Versailles herumzudrängen, ohne kostbare Festins anzustellen, bei denen nichts fehlt, als die Freude, ohne Gesundheit und Leben in Ausschweifungen, oder das Vermögen im Spiele zu wagen. Adele lehrte sie, daß die Freude eine natürliche Blume sey, die keine künstliche Versetzung vertrage, daß das Glück wie der Witz, wenn man es suchte, verunglücke, daß es so wenig wie die Liebe einen Käufer leide. Jedes Vergnügen, von Adelen herbeigezaubert, gewann einen neuen Reiz, alles nahm in ihrer Nähe eine edlere Natur an: Scherz, Mitleid, Freundschaft und Liebe, die

sie erregte, schienen Kolonisten aus einem andern vollkommneren Sterne. Alle Männer drängten sich um sie her, keinen stieß sie zurück; alle liebten sie, ohne Eigennuz, ohne Eifersucht, ohne Leidenschaft — und alle waren glücklich, denn sie wünschten nicht mehr als sie erhielten.

Jedes Buch, das Adele las, wurde zur Quelle neuer Unterhaltungen. So kamen ihr einst le Grands Gemählde des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts in die Hände — schnell faste sie den Gedanken auf, einen neuen Gerichtshof der Liebe anzulegen und eben so schnell gieng sie an dessen Erfüllung. Sie ließ alle geistreichen Damen, alle schönen Geister der Nachbarschaft auf einen bestimmten Tag einladen; sie ließ im Garten eine große Lindenlaube mit Teppichen aushängen; sie bestellte ein fürstliches Gastmahl und unter den Braten einen Pfau. Ihr Vater sah lächelnd ihre Beschäftigung; Niemand frug sie um ihre Absicht, denn Niemand wollte sich um eine angenehme Ueberraschung bringen.

Die geladenen kamen in den festlichsten Kleidern an, sie versammelten sich erwartungsvoll in der Lindenlaube. Adele kam zulezt. Sie war

weiß, aber kostbar, in alt französisches Kostum gekleidet; Brillanten blitzten in ihren schwarzen Locken, die sich hinten mit einer silbernen Schärpe hinabgossen. Die Freude glühte auf ihrem schönen Gesichte und glänzte in ihren großen Augen: Niemand hätte sich getäuscht gefunden, wenn ihn Adele nur geladen hätte, sich so bewundern zu lassen. „Ehrwürdige Versammlung, hub sie an und verneigte sich anmuthsvoll gegen ihren Vater, gegen die Damen, dann gegen die Herrn: Ehrwürdige Versammlung des Verstandes und Witzes — es wird jedem von ihnen bekannt seyn, daß unser Vaterland einst einen Gerichtshof hatte, der über Leben und Tod, über Vergangenheit und Zukunft, über Verzweiflung und Seligkeit, ich meine, der in Sachen der Liebe entschied. — Er ist nicht mehr! jene geistreichen Damen, jene witzigen Troubadours, die ihn ausmachten — sie sind vergessen, und jede Leidenschaft findet nun einen Richter, nur die Liebe nicht; sie, die auf alles Einfluß hat, was geschah, geschieht, und geschehen wird; sie, die den Menschen auf die unterste Stuffe hinabdrücken und ihn zum Gott' erheben kann; sie, der jedes Herz huldiget; sie, die hier einen Grobschmidt zum Mahler, und dort einen Klotz zum Dichter umschaft; sie, die hier mit Blumen spielt und dort mit eben

der leichten Hand Kronen verschwendet — nur sie hat keine Gesetze, nur sie keinen Richter: denn betrüglich sind Rath und Spruch unsers Herzens — wer kann sein eigner Richter seyn? hinfällig die Leitung des Verstandes — was vermag dieser Gesetzgeber, wenn ihm das despotische Herz widerstrebt? unzulänglich die Leitung eines Vertrauten — wer hat ihn zum Orakel erhoben? — Unglückliche Liebe, wohin sollst du dich wenden? du fällst, Niemand erhebt dich, du verzweifelst, Niemand tröstet dich, du liegst tödlich krank und Niemand rettet dich, Niemand leitet dich mit weiser Hand durch die Labyrinthe, die du selbst dir bautest! — Verzage nicht! richte getrost dich auf! ich habe hier deinen Gerichtshof wieder gegründet; ich habe dir Richterinnen und Richter berufen, die jene Troubadours des Alterthums beschämen werden.

Meine Damen und Herrn — ich bestätige sie hier in dieser Würde, ich mache dies Gericht permanent. Vereiden darf ich sie nicht — wer von ihnen sollte nicht schon der Liebe geschworen haben!"

Sie endigte. Ein lärmender Beifall beschloß ihre Rede, die durch ihren Vortrag zum

Meisterstück erhoben, nicht allein durch die Ohren, sondern auch durch die Augen zum Herzen gedrungen war. Plötzlich schwieg der Ausbruch der Freude, denn Adele sprach wieder.

„Ihnen darf ich die Wichtigkeit ihres Amtes nicht ans Herz legen; sie können und werden durch die Weisheit ihrer Sprüche das Glück mancher Familie gründen, diesen vom Verderben, jenen vom Todte retten; sie können sich Einfluß auf ein künftiges Jahrhundert und ihren Namen Ewigkeit versprechen — Erlauben sie mir, das erste zu seyn, das sich zu ihnen rathsbedürftig und voll Vertrauen flüchtet."

Eine dunklere Röthe überflog ihr Gesicht; ihre Stellung wurde die einer Supplikantin; ihre Augen senkten sich mit ihren Armen: beide begleiteten nun nicht mehr ihre Worte. „Ich liebe! sprach sie leise — aber ich weiß nicht wen?"

Sie schwieg jezt wieder, aber Alle schwiegen mit ihr. Nach einer Pause nahm sie wieder, mit mehr Laune, das Wort:

„Es ist ihnen bekannt, welches unverdiente Glück die edelsten Männer Frankreichs um mich

versammelt hat: es ist vielleicht ihrem Scharfsinne nicht entgangen, daß ich keinen vorzüglich begünstigte: aber dennoch haben einige von ihnen ein Vorrecht in meinem Herzen gewonnen, das ich, zu enträthseln nicht vermögend bin. Ein offenes Geständniß aller meiner Gefühle soll ihnen mein Herz enthüllen — Belehren Sie mich."

„Meine Tochter, sprach lächelnd der alte Graf, du hast, wie ich merke, deinen Eigennutz in ein scherzhaftes Gewand versteckt: aber du hast uns gefangen und findest uns bereit, dir mit unserer Erfahrung zu rathen. Nenn uns die Männer, die dir vorzüglich gefährlich scheinen.

„Ehre, wem Ehre gebühret!" lächelte Adele und verneigte sich gegen den Obristen Raimond von Romecourt.

Er war einer der schönsten Männer der französischen Armee und noch so jung, daß, wie der Kammerherr d' Amaury sagte, wenn er von der Pique auf zu seiner Charge hätte gelangen sollen, schon sein Großvater hätte für ihn avanciren müssen: nichts war natürlicher, als daß er von den Gunstbezeugungen vieler Damen eitel und zuversichtlich gemacht, der festen Meinung war, daß

er auf ihr ganzes Geschlecht jene berühmte Cäsarische Prahlerey anwenden könne: „Ich kam, sah, siegte!“ hatte er wirklich schon von Adelen einem Pariser Freund geschrieben. Adele wuste dies, denn er selbst hatt' es ihr gesagt, er selbst hatt' ihr schon zwanzigmal betheuert, daß sie ihn liebe — und sie vermied ihn nirgend, sie schien ihn sogar aufzusuchen, sie wählte vor allen andern nur seinen Arm und seine Unterhaltung.

Nummer zwei war der fröhliche Kammerherr Aubert d' Amaury, er, der Adelen allenthalben verfolgte, er, den sie zu ihrem beständigen Adjutanten und Geschäftsträger erwählt hatte.

Nach diesem nannte sie den edlen Grafen von Valbande; mit Thränen in den Augen reichte sie ihm die Hand. Ein früher Tod hatte seine über alles geliebte Gattin von seiner Seite gerissen und ihn im tiefsten Gram allein zurück gelassen. Seinem Schmerz vernünftige Grenzen zu setzen, half er gewöhnlich die Gesellschaft zu Blenod vermehren. Adelens Heiterkeit kämpfte selten vergeblich mit seinem Grame: er scherzte ihr zu gefallen, denn auch sie setzte sich ihm zu gefallen oft in eine Grotte, die Gruft genannt, und weinte mit ihm.

Mit dem schönsten Anstand verneigte sie sich nun gegen den Grafen Albert von Granvilar. „Vergeben Sie, sprach sie äuserst verbindlich, daß ich es wage, Sie Herr Graf unter meine Auserwählten zu meiner Rechten zu rufen.“ Von ihm wandte sie sich nach einer Pause verdrüßlich zu seinem Bruder Bernard von Granvilar: „wollen Sie nicht auch vortreten?“ Bernard erschrak über diesen Ruf, den er mit pochendem Herzen schon lange gewünscht, aber nicht gehofft hatte. Bleich blieb er stehen. „Sie wollen nicht? rief Adele empfindlich — nach Belieben — bleiben Sie nur stehen, Herr Graf!“ Schnell verließ sie ihn und gieng auf den Marquis d' Hermont zu, einen liebenswürdigen Mann, schon nah an vierzig Jahren; mit der zärtlichsten Vertraulichkeit nahm sie seine Hand. „Vergebung, sprach sie, sie schien sehr gerührt — Vergebung, daß mein Leichtsinn Sie so lange verschwiegen hat. Hier — sie stand triumphirend neben ihm — hier, verehrungswürdige Versammlung! stell' ich ihnen meinen Freund, meinen Bruder, meinen Vater vor. — — Sie aber, edler Mann, o entziehen Sie mir wegen dieser Prahlerey nicht Ihre Gewogenheit!“ fuhr sie nach einer Pause noch gerührter fort, als sie

bemerkte, daß der Marquis etwas finster auf seinen Platz zurücktrat. Schnell stellte sich dieser nun zu den Auserwählten und Adele blickte heiter in der Gesellschaft umher: „Sie sehen, wie verlegen ich seyn muß unter solchen Männern die rechte Wahl zu treffen, wie sehr bedürftig ich ihres Rathes bin.“

Sie trat bescheiden zurück. Die gewählten Richter und Richterinnen setzten sich in einen engern Kreis; sie berathschlagten sich leise, während eine sanfte Musik vor der Laube sich hören ließ. Oft wurde noch Adele befragt, eh sie zum Schlusse gelangen konnten.

Endlich verkündigten Pauken und Trompeten, daß über Adelens Herz entschieden sey.

Der alte Graf stand feyerlich auf und sprach:

„Nachdem uns Adele von Grosmenil berufen hat, zu hegen gerechtes Gericht in Sachen der Liebe: so haben wir Verstand und Herz zu vereinigen gesucht — und fällen demnach, im Namen der Weisheit und Liebe unser Urthel dahin: daß Adele von Grosmenil, wenn sie liebt, nur Einen liebt, daß nur ihre Unerfahrenheit sie

das verschiedene Intresse verkennen ließ, welches sie an diese fünf edlen Männer fesselte.

Sie liebt nicht den Obristen Raimond von Romecourt: denn nur Trotz, ihm zu zeigen, wie wenig gefährlich ihr seine Nähe sey, machte sie zutraulich gegen ihn.

Sie liebt nicht den Kammerherrn Aubert d'Amaury: denn nur durch gleiches fröhliches Temperament hat sich dieser ihr nothwendig gemacht.

Mitleiden näherte sie dem Grafen von Valbande — nichts als Höflichkeit dem Grafen Albert von Granvilar — und der Marquis d'Hermont, so viel er Schein für sich hat, wird auf nichts als Hochachtung Anspruch machen können.

Adele von Grosmenil liebt." —

Hier hielt er inne. Alle glühten vor Erwartung, alle verbognen Köpfe fuhren unwillig zurück.

Bernard von Granvilar stand allein, zitternd mit niedergeschlagnen Augen, Adele unbefangen vor ihrem Vater.

„Tochter, sprach dieser leise — du bist jener Zahl — er wies auf die Auserwählten — noch Einen schuldig geblieben!“

„Ich weiß wohl, lieber Vater! antwortete sie eben so leise — aber heben Sie nur jezt das Gericht auf: jezt find ich mich wohl ohne sie zurechte!“

Aber der alte Graf erhob seine Stimme: „Adele von Grosmenil liebt.“ — —

„Halt! rief sie: halt! Wenn Sie noch ein Wort sagen, will ich Ihnen und dem Gericht zum Troz — gar nicht lieben; will in ein Kloster gehen und selbst keinen Heiligen in meiner Zelle dulden!“

Ihre Blicke strömten seitwärts auf Bernard von Granvilar; er bemerkt' es nicht. Sie trat rasch auf ihn zu.

„Adele von Grosmenil — nun, lieber Vater? fahren Sie nur fort!“

„Liebt den jüngern Grafen Bernard von Granvilar!“

Die Pauken und Trompeten schmetterten wieder vor der Laube. Bernard fuhr auf: Adele hielt seine beiden Hände.

„Haben Sie gehört, Graf? — ich liebe Sie — denn ich vermeide Sie, wo ich kann, ich ärgre Sie, wo es mir nur möglich ist, ich kann Sie nicht ausstehen — und darum lieb' ich Sie."

„O Adele!" —

„Sie glauben es nicht? ich glaub' es auch nicht — aber Graf! es muß wohl wahr seyn, denn jene da wollen es haben!" —

Thränen stiegen in Granvilars Augen.

„Könnte das Scherz seyn — Gräfin?" rief er gekränkt.

„Bernard!" sprach sie mit dem rührendsten Tone der Liebe.

„Ach Adele!" rief der Jüngling. Eine Umarmung vereinigte ihre Herzen.

Ein lautes Bravoruffen, und der Segen des Vaters bestätigten ihren Bund. Der folgende Abend war der schönste ihres Lebens.

Unser Schicksal hat Chamäleons Natur; bald hell, bald dunkel, wechselt es unaufhörlich. Nichts hat Bestand, als der Unbestand. Myrthenkronen verwandeln sich in Cypressenkränze; Hymen kehrt seine Fackel um und ist der Genius des Todes; Brüder werden Feinde, und die heftigsten Gegner die treusten Freunde. Zeit und Temperament siegen über die Thränen — aber das Gelächter der Freude wird wieder vom Kummer verscheucht. Wahrlich, wahrlich, du getadelter Kotzebue! du kennst die Welt und unsre Herzen: wenn du durch deine Schauspiele bald unser Zwergfell erschütterst, bald in der nächstfolgenden Szene, unsre Herzen voll Jammer, unsre Augen voll Thränen zauberst!

Laignevilles Brief verscheuchte die Freude aus Blenod. Wenige blieben noch dort zurück. Viele eilten bestürzt auf ihre Güter, viele nach Paris.

Bernard von Granvilar kam jezt noch selt-ner von Blenod nach Beauculeur, obschon beide Dörfer nur ein Hügel trennte. Ahndende Thrä-nen standen in Adelens Augen, wenn er sie nur auf wenig Stunden verlassen wollte, ahndend umfieng sie ihn mit aller Fülle der Liebe und durch-flog mit ihm alle Grade ihrer unschuldigen Freu-den.

„Der Tag, sprach der bekümmerte Vater Adelens, der Tag, der unserm Vaterlande die Ruhe wiedergiebt, soll euch auf ewig vereini-gen.“

Du guter Greis! sie haben diese Ruhe nicht abgewartet; ungeduldig sind ihre liebenden See-len in eine Welt gegangen, wo sie dein Segen eher zusammen geben konnte.

Diese drei waren jezt nur noch allein in Blenod zurück: aber der Kummer war ihr un-zertrennlicher vierter Gesellschafter und spiegelte ihnen die Szenen vor, die sie bedrohten, denn der innre Schmerz hat die Gabe der Prophezei-ung. *)

---

*) Unglück ist die Mutter düstrer Ahndung. Nach tief empfundnem Leiden, webt unsre verwirrte

Sie lösten vorsätzlich alle Verbindungen mit der Nachbarschaft auf, um das nicht bestätigt zu hören, was sie eben so fürchterlich ahndeten; sie lasen keine Briefe, selbst Granvilar mußte Laignevilles Briefe bei Adelen unerbrochen niederlegen. Ach! dieser kindische Kleinmuth machte sie vielleicht zum Opfer ihres Schicksals, dem sie gewarnt und aufmerksam ausweichen konnten.

Eine Unruhe unter den Landleuten zu Veauculeur nöthigte den Grafen Granvilar über Nacht dorthin zu gehen. Adele wollte ihn begleiten, denn sie fürchtete Lebensgefahr für ihn; ihr Vater mußte sie gewaltsam zurückhalten. „Ungebundner Männertrotz, sprach er, ist dort

---

Phantasie einen schwarzen Schleier, in den sich unsre Seele hüllt, verschlossen dem Strahl des Lichts. All unser Denken wird Gefühl und dieses leuchtet hervor, wie der Blitz aus der Gewitterwolke, der auf einen Augenblick die schaudervolle Nacht erleuchtet, um sie noch schrecklicher zu machen. So weiht Apollo durch Leiden ein, das Weh zu verkünden, das wir im Spiegel unsers Jammers sehn.

Klinger in Damokles.

nöthig, wohin jezt Granvilar geht. Rufe durch deine Thränen nicht sein Unglück herbei!"

Granvilar kam noch Beauculeur. Die Landleute eilten ihm jauchzend entgegen und stellten ihm einen jungen Mann vor, der, selbst bekränzt, ein bekränztes, butiges Messer in der Hand hielt.

„Meine Kinder! rief der Graf — was hab' ich von euch hören müssen? was hab' ich von euch zu erwarten?

Sie drängten sich um ihn her, sie küßten seine Hände, säne Kleider, sie lagen vor ihm auf den Knieen; nur der junge Mann mit dem blutigen Messer blieb stehen.

„Erzähl'! erzähl' du Geoffroi!" riefen ihm einige zu, und Geoffroi trat mit Feuer vor den Grafen.

„Herr! giftige Brut schleicht im Lande umher, unsre Treue wankend zu machen. Ein Bösewicht war in unserm Dorfe eingekehrt, sein Gold, sein Wein und seine Worte machten meh-

rere von uns pflichtvergessen. Ein wilder Taumel — Niemand von uns weiß jezt Rechenschaft zu geben, wie es zugieng — stürzte von Hütte zu Hütte; die wüthendsten bewaffneten sich, sie wußten nicht warum? nicht gegen wen? umsonst waren die Warnungen der Greise, umsonst die Thränen der Weiber: der Fremde schien mit Zaubergewalt alle Herzen in seinen abscheulichen Banden zu haben. Ein Wort meines Vaters — Geoffroi umarmte hier mit zärtlichem Ungestüm einen Greis, der ihm mit sichtbarem Wohlgefallen zugehört hatte — gab einen Gedanken in meine Seele. Jezt schaudert mich ihn zurückzurufen und ich wünscht' ihn wohl unerfüllt; aber damals, beim Himmel, damals konnt' ich nicht anders! Ich nahm dies Messer und gieng entschlossen nach dem Sandplatze, wo der Fremde meine Freunde, meine Brüder durch seine wilde Beredsamkeit immer mehr in seine teuflischen Netze zog. Ich trat unter sie. „Ihr seyd arm und unglücklich! schrie eben der Unbekannte — und wir werden doch alle mit dem Rechte geboren, zu nehmen, was wir bedürfen!" Ich hielt mich nicht mehr. „Nein, schrie ich — so hab' ich es nachher erzählen hören — nein! zu Dieben sollst du uns nicht machen!" und rennte den Redner mit dem Messer nieder. Mehrere fielen über mich

her; was sie mit mir vorhatten, weiß ich nicht; während ich die That vollbrachte, war es mir, als müßten sie mich auch umbringen. — Ich kam erst nach einer Weile zu mir; ich lag auf dem Rasen. „Unser Retter! unser Retter!" hört' ich bei meinem Erwachen schreyen und flog — o wie glücklich! zu den Füssen meines Vaters, der mich segnete.

Granvilar schloß ihn in die Arme. „Geoffroi! ich danke dir meine Kinder."

Umtanzt und umsungen, die Dorfmusik voran, zog der Graf, den jungen Mann an der Hand, mit allen Landleuten auf den Schloßplatz. Hier befestigten sich wieder unter den Lustbarkeiten, die der Graf anstellte, alle erschütterten Banden; Gehorsam, Lieb' und Treue kehrten wieder in die fröhlichen Herzen zurück. Granvilar machte den Vater des edelmüthigen Geoffrois, der alle angebotne Geschenke ausschlug, zum Castellan des Schlosses.

Die Nacht war unter dem allgemeinen Jubel unbemerkt heraufgestiegen. Granvilar wollte eben mit einem Landmädchen den kleinen Ball be-

schlüßen, als ein Reuter den Weg von Blenod her, auf den Schloßhof gesprengt kam.

„Herr! schrie er — sein Jammer wurde erst spät verständlich — Blenod ist im Aufruhr — ach der Graf — ach die Gräfin!“ Der Reuter sank vom Pferd: es war Granvilars treuer Kammerdiener Viermy, den er in Blenod zurückgelassen hatte; Blut stürzte über seinen unbedeckten Kopf.

Musik und Gesang schwiegen. Granvilar sprang auf des Kammerdieners Pferd. Wie er auf den Hügel kam, flog ihm der Ton der Sturmglocke und ein wilder Lärm entgegen; das Schloß zu Blenod stand in Flammen.

„Ach Adele!“ schreyt sein Herz in höchster Angst. Er kömmt in Blenod an. Ihm begegnet ein Trupp wüthender Landleute. „Ha ha! ein Aristokrat!“ brüllen sie: einige Schüsse fallen nach ihm; einer streift seine Schulter — er fühlt ihn nicht. Er ist auf dem Schloßplatz, er stürzt vom Pferde; einige Bauern sind bemüht, das Feuer zu löschen, Andre retten; ein großer Haufe steht in schweigendem Jammer um zwei Leichen her: die Leichen sind die blutigen Opfer einer blinden Wuth, sind Alexander von Gros-

menil und seine Tochter Adele! — Granvilar stürzt zwischen die Leichen hin; sein Blut vereinigt sich mit dem Blute seiner Braut. Eine Stunde liegt er sinnlos; das Feuer im Schlosse ist indeß gedämpft; die Landleute stehen noch mit grausender Erwartung um die Todten her. Endlich erhebt sich Granvilar — Alle beben: so mag der Engel der Rache am Blutgerüste Unschuldiger stehn! — Er ergreift einen Degen — zwei der Rebellen liegen geopfert zu seinen Füssen. Ihr Blut erweckt die Raserey in einigen ihrer Spießgesellen. „Erdrosselt den Aristokraten! rächt den Tod eurer Brüder!" schreyn sie. Die Andern halten sie zurück; „Nein, sprechen sie, nein! wir haben den Tod verdient! mag er uns Alle morden — wir haben unsre gute Herrschaft erschlagen! —

O Undank, Undank!

Mich hat der Alte erzogen —

Meine Hütte hat er schuldenfrei gemacht —

Mich hat er durch seinen Arzt vom Tode —

Mich von der Galeere gerettet —

Ach, ach! — —

Und die Gräfin! —

Meine Kinder hat sie lesen und schreiben gelernt —

Meine Töchter hat sie nähen und stricken gelernt —

Meine auch —

Ach meine auch! — —

Und ihr Beispiel! —

Unsre Mädchen haben den besten Ruhm weit umher —

Ach!

Mein Weib hat sie in der Krankheit selbst besucht —

Meine alte Mutter gepflegt — —

Und erschlagen haben wir sie! erschlagen!

Oh! Ihre Reichthümer sind gerettet, die Flamme ist getilgt — wer macht hier wieder gut? wer bringt diese ins Leben zurück?"

Granvilar ist wieder zu Boden gesunken. Ein neuer Lärm wälzt sich das Dorf herauf. Waffen glänzen in den Strahlen der Morgensonne: es sind die braven Bewohner von Veaucouleur; Geoffroi an ihrer Spitze, eilen sie herbei, ihren geliebten Herrn zu schützen, seinen Schmerz zu rächen. Viermy hatte die Ermordung des alten Grafen und Adelens mit aller Beredsamkeit des Unwillens und der Treue geschildert, hatte nicht eher zu reden aufgehört, so sehr ihn seine in Blenod empfangne Kopfwunde schwächte, bis Geoffroi zu den Waffen rief: die Sturmglocken tobten, „unser Herr! unser Herr!" war das Feldgeschrey der treuen Männer. Ganz Veaucouleur brach auf; Alles zog über den Hügel nach Blenod — Greise, Weiber und Kinder; der schwache Viermy ließ sich tragen.

Freudig eilten ihnen die wenigen, noch unruhig gesinnten Bewohner von Blenod entgegen: sie glaubten, die Bewaffneten kämen mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen; bestürzt zerstreuten sie sich, als sie die Ankommenden mit

Vorwürfen begrüßten, als ihnen Geoffroi im Namen seiner Brüder, den gerechten Abscheu über ihre Thaten erklärte.

Tobend begehrten die Veaucouleurer Rache zu nehmen, als sie auf dem Schloßplatze angelangt, die blutenden Leichen, ihren ohnmächtigen Herrn und das noch rauchende Schloß erblickten; Einige schleuderten Steine gegen die gebeugten Bewohner von Blenod; ihre Wuth stieg, als Granvilar, entstellt und befleckt von eigenem Blute und dem Blute seiner Geliebten, ihnen entgegen wankte, unterstützt von Geoffroi und Viermy, der, seine eigne Schwäche vergessend, von der Bahre, auf der man ihn getragen hatte und seinem Herrn zu Hülfe gesprungen war.

Granvilar konnte nicht sprechen; stumm wies er auf die Leichen und ihre Mörder; seine starren Blicke schienen Rache zu fodern. Jezt brachen seine Getreuen los. Geoffroi hielt sie mit Mühe zurück. „Gnädiger Herr, frug er den Grafen — wollen Sie Blut?“ Granvilar nickte hastig mit dem Kopfe.

Die Männer von Veaucouleur hatten nur gesehen, daß Geoffroi ihren Herrn etwas frug

und dieser es bejahte; der Tumult hatte sie zum Glücke verhindert, Geoffrois mit Vorsatz nicht laut gethane Frage zu verstehn.

„Was will unser gnädiger Herr? was sollen wir thun?“ frugen sie stürmisch.

„Von diesen Unglücklichen lassen!“ antwortete Geoffroi mit Geistesgegenwart — „haben sie den Mördern verziehn?“ frug ich unsern guten Herrn — ihr habt gesehn, daß er es bejahte. Laßt uns seinen Befehlen gehorsam seyn!“ Ein Weib von ihm rieth den Leuten von Blenod sich zu entfernen, um die Wuth der Seinigen mit ihrem Anblick nicht ferner zu reitzen.

Mit Wehklagen verließen jene den Schloßplatz. Viermy blieb mit einigen Greisen und Männern im Schlosse zurück, Anstalt zu der Bestattung der Unglücklichen zu machen.

Mit gutmüthiger Gewalt rissen Geoffroi und seine Freunde den verzweifelnden Granvilar von den Leichen, setzten ihn auf die Bahre, die Viermy verlassen hatte und trugen ihn traurig nach Beaucouleur.

Granvilar brütete in einem fürchterlichen Tiefsinne, der sich oft in Ströme von Thränen, öfter in die wildeste Raserey endigte, in welcher er alles zertrümmerte und oft seine besorgten Leute, die nicht von seiner Seite wichen, schrecklich mißhandelte. Nach Mord schien er zu lechzen; Dolche sah er wie Machbeth in der Luft; er ergriff sie, stieß damit umher und träumte dann, mit gräßlichem Vergnügen, in Strömen von Blut zu schwimmen. Er schrieb an Laigneville und glaubte während dem Schreiben, der Brief sey an Adelen.

„Nero wär' jezt mein Gesellschafter. Ein Herz wünscht' ich der Menschheit, sie mit Einem Stoße vernichten zu können! — Aber nein, nein! Unsterblichkeit wünscht' ich mir und unsterbliche Kräfte; ohne Aufhören wollt' ich morden — ha, ohne Aufhören! Jeden einzeln: bis die ganze Brut vertilgt wäre, bis ich allein stünde mit dir auf der Welt. — Laigneville, dich liebt' ich noch, mit dir wollt' ich das Todtenthal beherrschen — du aber wolltest allein es thun und stießest mir hinterrücks den Dolch ins Herz — das wär' ein Ende! —

Alle Unruhen sind beigelegt, meine Adele! eh der Tag aufgeht, bin ich in deinen Armen —

Vergiß deinen Schleier nicht, wenn du mir entgegen fliegst, daß dich die Morgensonne nicht verbrennt — und geh nicht allein — unser Vaterland ist eine Mördergrube geworden: Dolche sind die neuste Mode — o geh nicht allein Adele! — —

Diesen Brief will ich heut auf dein Grab legen: Hol' ihn ab — ich bitte dich, wenn du dich auch nicht mehr sehn lassen willst. Drei Nächte will ich dich noch in deinem Garten erwarten. Kalt geht der Wind — aber die Blumen thun sich auf vor Sehnsucht, die Bäume blühn vor Erwartung! Komm! es steht der Braut nicht an, sich länger zu zieren! —

Drei Nächte bin ich auf ihr Grab gegangen — Nun ist alles gut: denn ich hab' sie gesehn und Uibermorgen ist Hochzeit!

Tummle dich Marquis, wenn du einmal tanzen willst! laß dem Sturm seinen Lauf, laß du — — o Marquis! sie haben meine Braut erschlagen! Ich bitte dich um Gotteswillen, erinnre dich unsrer Jugend und eile zu mir — wenn du mich noch treffen willst. Bald ist mein Verstand dahin — und ich habe noch viel mit dir abzureden."

Den dritten Tag nach des Grafen Grosmenils und Adelens Ermordung zogen die Bewohner von Veaucouleur, zu ihrer Beisetzung in Trauerkleidern nach Blenod. Granvilar wurde sorgfältiger bewacht.

Auf dem Grenzhügel kam ihnen der Ton der Trauerglocken von Blenod entgegen. Langsam zogen sie auf das Schloß und empfiengen die gräflichen Leichen von Viermy und den Zurückgelassenen. Sechs Männer, mit Cypressen bekränzt, trugen den Vater; sechs Jungfraun, mit weißen Rosen bekränzt, trugen die Töchter. Heulend drängten sich die Leute von Blenod hinter die Särge: sie wurden von den, zur Wache bestellten, Jünglingen aus Veaucouleur zurückgetrieben. „Ach unsre Herrschaft! ach unser Vater! unsre Mutter! schrien die Unglücklichen und drängten sich, immer heftiger, in den Zug. Sie verschmerzten die Vorwürfe der erzürnten Veaucouleurer, sie ertrugen geduldig ihre Mißhandlungen; ihre Klagen übertönten die Glocken.

Ihr Schmerz stieg mit jedem Schritt, der sie der Kirche näher brachte und wurde endlich zur Wuth; sie fielen über die Leichenträger her, sie entrissen ihnen die Särge. „Uns gehören sie —

uns! Wir wollen sie begraben!" — „Weg ihr Mörder! schrien die Veaucouleurer — entheiligt die Todten und die Gräber nicht mit euren blutigen Händen! Mit uns sind sie durch unsern Herrn verwandt worden!" Ein heftiges Gefecht brach aus. Die Leute von Blenod siegten. Sie trugen die Leichen in die Ahnengruft der Grafen von Grosmenil.

Als sie dort noch mit heiligen Gebräuchen beschäftigt waren, zerfiel einer der umherstehenden Särge: ein Ritter, ganz geharnischt, lag im Sarge.

„Seht da! sprachen die Greise — Frankreichs Ruhe wird schlafen gehen, wie diese Todten! — Ihr o Söhne, werdet unruhige Zeiten erleben. Der Krieg wird von allen Grenzen herein, und über alle Grenzen hinausstürmen!"

Bestürzt verließen alle die Gruft und nahmen die Schlüssel mit sich nach Veaucouleur. Aber die Bewohner von Blenod erbrachen die Gruft, nahmen die Ermordeten wieder heraus und begruben sie noch einmal.

Laigneville schrieb an Granvilar:

„Du hast zu Blenod zwei Bauern ermordet; du hast dich fürchterlich gegen den ausbrechenden Taumel vermessen: man weiß es zu Paris, man hetzt den Pöbel gegen dich — dein Tod ist unterwegs. Rette dich, wenn du diese Zeilen erhältst. Eine Stunde Verzug ist des Todes.“

Granvilar schrieb mit demselben Bothen an Laigneville zurück:

„Laß sie kommen — ich erwarte sie. Meine Beaucouleurer bewaffnen sich für mich, meine Zimmer sind mit Gewehren tapeziert. Zittre nicht! auch allein wehr' ich mich, wenn mich Alles verläßt. Gott sey Dank — nun giebts doch wieder Blut!“

Granvilar lud und versuchte nun, in wilder Geschäftigkeit, alle Gewehre seiner Rüstkammer. Kein Schlaf kam in seine Augen, keine Ruh' in seine Seele.

So traf ihn Laigneville, der zu seiner Rettung herbeieilte; Er hatte seines Freundes Mörder unterwegs überholt, er kam in höchster Angst.

Granvilar schloß ihn wild in die Arme.

„Willst du mich mit vertheidigen helfen, Marquis? — Nun laß sie kommen!“ rief er mit fürchterlichem Triumphgelächter. —

Laigneville stand erschüttert vor dem Freunde seiner Jugend; er sah seine Wangen in Fieberhitze wallend, seine Augen starr und ausgetrocknet, alle seine Glieder in einer ängstlichen Unstätigkeit. „Wo ist mein Granvilar?“ rief der Marquis mit Thränen.

„Hin!“ seufzte der Graf und wies mit der Hand in die Gegend von Blenod.

Laignevilles Entschluß war gefaßt. Er sprach den ganzen Abend von ihren Jugendjahren; er schilderte jede sanfte Freude, jedes unschuldige Vergnügen jener Zeiten mit englischer Beredsamkeit: aber ungerührt blieb das Herz seines sonst so gefühlvollen Freundes, der bald stumm, mit abwesender Seele, vor ihm stand, bald ihm die Waffen pries und herbeiholte, die er für ihn bestimmt hatte, bald wieder ungeduldig den Wachen zurief: „ob sie noch nichts hörten?“

Nun war es um Mitternacht. Laigneville stand auf; „Höre Graf, sprach er, die Pariser bleiben auch erschrecklich lange! meine Geduld geht mit der deinigen zu Ende. Wie wär's, wenn wir ihnen zeigten, wie wenig wir ihre heimtückischen Waffen fürchten — wenn wir ihnen entgegen zögen?"

„Ach Laigneville, welch ein Einfall! Laß aufsitzen, laß aufbrechen, was da will! laß uns ihnen allein entgegen! — Endlich, endlich wird's zu Blut — o ihr Mörder!" Er feuerte in seiner wilden Begeisterung einige Pistolen los. Laigneville entfernte sich, die nöthigen Anstalten zu treffen.

Er kam zurück. „Granvilar, nimm deine Waffen und komm. Es ist die höchste Zeit!"

„Fort, fort!" rief ängstlich der Graf. Sie umarmten einander unwillkührlich.

„Das letztemal bist du hier vielleicht an meinem Herzen, Bernard!"

„So Gott will, Heinrich — ja!"

„Bernard! Du suchst den Tod."

„Der Weg meiner Rache führt zu ihm. Heinrich leb wohl! — Du hast mich getreu geliebt, du hast keinen Schwur unsrer Jugend gebrochen — sey der Vollzieher meines letzten Willens.“ Er gab ihm ein Papier.

„Aber, wenn ich falle mit dir — heut, bald oder spät? — Dann hast du auch meinen letzten Willen erfüllt — dein Blut vereinigt sich mit dem meinigen!“ — Seine Wuth kehrte bei dem Gedanken Blut zurück und benahm ihm die Sprache; heftig drückt' er seinen Freund noch einmal ans Herz und eilte seinem Schicksal entgegen.

Die Pferde der wachsamen Beaucouleurer stampften auf dem Schloßplatze. Ein Wagen stand vor der Thüre. Granvilar sprang hinein, und Laigneville setzte sich zu ihm. Der Wagen rollte durch die dunkle Nacht. Beide schwiegen; dann und wann fuhr der Graf nach seinen Pistolen: „Sie kommen, Marquis: hörst du? sie kommen!“ Laigneville schwieg — seinen Freund hatte das heftige Pochen seines Herzens getäuscht.

Lichter wurden die Berge am Wege; Laigneville drückte sich erschrocken in den Wagen zurück. Granvilar schrie im höchsten Unwillen:

„Schon wieder Morgen; und noch nicht am Ziel!“ Ho, rief der Kutscher, da brennts — heilige Jungfrau! dorthin liegt Veaucouleur!“

Der Graf sprang aus dem Wagen; er rennte hastig den Weg zurück. Spät ereilte ihn der Marquis. „Bruder, wohin?“

„Bruder, mein Veaucouleur brennt! Siehst du, wie das Feldzeichen der Mörder in der Luft flackert? — wir haben sie verfehlt: aber sie selbst weisen mich wieder zurecht!“ Er verdoppelte seine Schritte.

„Bruder, wir sind schon vier Meilen von Veaucouleur.“

Granvilar lief immer fort, Laigneville unermüdet neben ihm her. „Deine Rache kömmt zu spät — die Flammen sind gelöscht und die Mordbrenner Leichen, eh wir noch eine halbe Meile zurücklegen!“

„Ach zu spät!“ rief Granvilar athemlos, sank an einem Steine nieder und lag ohnmächtig in Laignevilles Armen.

Der Wagen holte sie ein. „Halt!“ rief der Marquis dem Kutscher an.

„Beaucouleur brennt!“ erwiederte dieser und fuhr vorbei.

„Halt oder ich schieß dich vom Sattel herab — halt!“ Laigneville fiel den Pferden in Zügel.

„Herr, meine Hütte brennt!“

„Laß sie brennen, ich bezahl sie dir dreifach!“

„Mein Weib, meine Kinder auch?“ er trieb die Pferde wieder an.

Laigneville griff nach der Pistole. „Kerl! willst du deinen Herrn, deinen Wohlthäter unter freiem Himmel, hier am Wege, der Gewalt seiner Mörder überlassen?“

„Ach mein armer Herr! Nun vergeb' mir's Gott, wenn ich nicht Recht thue.“ Er sprang vom Pferde und trug mit dem Marquis den Grafen in den Wagen zurück. Einmal sah er noch in die erleuchtete Gegend zurück, drückte den Hut

tief ins Gesicht und jagte mit dem Wagen auf die Grenze zu.

Sie war erreicht. Hoch gieng der Weg über den Rücken eines Berges. Der Tag stand schon hell am Himmel. Laigneville bog sich weit aus dem Wagen: da lag ein Theil seines Vaterlandes vor ihm, seine fruchtbaren Hügel, seine gesegneten Felder; er streckte seine Arme darnach aus, er rief:

„Nos patriae fines, nos dulcia linquimus arva — nos patriam fugimus!“

Thränen rollten über seine Wangen; er lehnte sich tief erschüttert in den Wagen zurück, er richtete die Augen auf seinen noch ohnmächtigen Freund. „Du und meine Hoffnungen — ihr beyde seyd jezt todt! werdet ihr beide mir wieder erwachen? werd' ich nie bereun', was ich jezt in Leidenschaft thue? — o Herz, Herz, lerne deine Pflicht, oder brich!“ Er schloß den erwachenden Grafen in die Arme. „Bruder, wir sind den Mördern entflohn! Frankreichs Grenze haben wir im Rücken!“

„So weit schon vom Grabe meiner Braut? so weit vom Schlachtfelde meiner Rache? — — auch du, auch du mein Feind — ja! am Tage liegt's: entfernen wolltest du mich, um das Blut der Mörder zu schonen, um mich auf immer unstät zu machen und gepeinigt von Gespenstern, die zur Rache mich auffodern! — Marquis — nein — er richtete sich krampfhaft in dem Wagen in die Höhe — nein, bei Gott, das hast du nicht gut gemacht! Jezt zwingst du mich, dich oder mich selbst zu ermorden — ja, schaudre! dich oder mich selbst — denn Blut, Blut — ich hab' es dir ja geschworen, Laigneville — Blut muß ich haben!"

„Bernard, du bist fürchterlich. Wohl! ich biete dir meine Hand, ich schwöre dir bei den Furien, die dich quälen — dein Durst soll gestillt werden: denn es steigen Zeiten vom Erebus herauf, Zeiten die den Mord zum gewöhnlichen Laster, die Menschenblut im Preise fallend machen werden!"

„Triumph Laigneville, Triumph! wir werden uns Namen erfechten! grausam wollen wir seyn, wie die Tiger — Schlachtfelder sollen die Tummelplätze unsrer Freuden, Leichenhügel unsre

Trophäen werden; eine Reihe von Wunden um unsre Stirn soll unser Lorbeerkranz seyn; der Tod wird gegen uns, seine treuen Gehülfen, seine Tücke vergessen! — — Wenn dann die Menschen ein bischen dünner werden auf dieser Erde, wenn wir mit grauen Haaren, zwei abgediente Krüppel beisammen hucken und uns die verstümmelten Hände schütteln werden — dann wird die Vergangenheit im blutigen Kleide uns vorübergehn: gierig schlagen wir dann in der Phantasie alle Schlachten noch einmal, fliegen mit dem Engel der Vernichtung von Pol zu Pol und fahren befriedigt zur Grube!"

In einem deutschen Reichsstädtchen stiegen sie ab, bezahlten den Fuhrmann und schickten ihn zurück.

Das Schicksal hielt sie jezt fest in seinen eisernen Armen. Wenig baares Geld, das Laigneville von Paris mitgebracht hatte, einige unbedeutende Pfandbriefe und Kostbarkeiten, die er in der Eile in Veaucouleur zusammengerafft hatte, war alles, was die unglücklichen Flüchtlinge noch mit Gewißheit ihr nennen konnten. Eine dunkle Zukunft stand vor ihnen.

Granvilar schien seine Kräfte wieder zu gewinnen; die fremde Luft, das Phlegma der Deutschen schien seine Heftigkeit zu mildern: aber eine schneidende Kälte gegen Alles, vorzüglich gegen seinen Unglücksbruder, bemeisterte sich jezt seines Herzens. Laigneville, nur in seinem Freunde lebend, ertrug sie geduldig. Mehr um Granvilars, als um seiner selbst willen, war er bedacht, sie zu bekämpfen; aber vergebens waren alle Zerstreuungen, alle Lustbarkeiten, die er deshalb veranstaltete: sie verringerten nur ohne Gewinn sichtbar ihr kleines Vermögen.

Laigneville schlug endlich dem Grafen vor, ** zu ihrem Aufenthalt zu wählen. „Wie du willst, Marquis!" antwortete Granvilar mit seiner gewöhnlichen Kälte.

Laigneville erwartete von dem Geräusch und den Abwechselungen des Hofes, der sich zu ** aufhielt und eine Menge französischer Flüchtlinge an sich zog, Zerstreuung und Heilung für seinen gemüthskranken Freund.

Sie kamen dort an, der Fürst nahm sie gnädig auf, glänzende Cirkel empfiengen sie: Paris schien dorthin verlegt zu seyn. Man mühte sich,

gegenseitig den Verlust sich vergessen zu machen, den man erlitten: man errichtete Kassen für die ärmern Unglücksgefährten; man schien so gutmüthig gestimmt, und selbst dem undankbaren Vaterlande Glück und Ruhe zu wünschen.

Granvilar folgte seinem Freunde in alle Gesellschaften: aber seine Stimmung blieb dieselbe — kalt, einsilbig und verschlossen.

Laigneville suchte vergebens seinen Schmerz hierüber zu betäuben. „Das ist Strafe, daß du dein Vaterland verließest!“ so schien es unaufhörlich in seinem Innern zu flüstern. Das Vaterland kämpfte in seinem Herzen mit Freundestreue um die Oberhand: oft siegte schon das Vaterland: seine Aeußerungen verriethen es wider seinen Willen.

Die Heere der Allirten drangen in Frankreich ein: Paris selbst begann zu beben.

Neuer Muth kam auch in die Herzen der Emigranten zu * *; ihre Gesellschaften wurden Freudenfeste, ihre geheimen Klagen lauter Triumph.

„Ach! rief einmal der ehrwürdige Vicomte von Saint Main — welche Freude wartet unser, wenn wir wieder in unser Eigenthum eingesetzt, den Undank unsrer verirrten Unterthanen mit Wohlthaten vergelten können.“ —

„Wenn wir ihnen dann, setzte feurig sein Sohn hinzu, wenn sie staunend sich von unsern Füßen erheben, vor denen sie den Tod als Gerechtigkeit erwartet hatten — Ha! wenn wir ihnen dann zurufen können: seht da! so unterscheiden sich eures gleichen vom Adel — lernt ihn ehren!“

Man erhob ein helles Gelächter über diese Plaisanterien, wie man die edlen Aeußerungen der Saint Mains zu nennen beliebte! „Nein! vertheidigte man: Milde wird nie den Adel in seine alten ehrwürdigen Rechte zurücksetzen. In Ketten den Pöbel, den Fuß auf seinen Nacken und dann hinab gedonnert: seht da! so unterscheiden sich eures gleichen vom Adel — lernt ihn fürchten! Lieb' und Treue trägt der Pöbel im Magen, nur die Furcht regiert sein Herz.“ — —

In diesem Tone gieng es fort. Der Vicomte und sein Sohn vertheidigten vergebens ver-

nünftigere Grundsätze gegen die Uibermüthigen, vergebens nahmen mehrere ihre Parthei: man erinnerte sie ziemlich spitz, den Scherz nicht zu weit zu treiben.

Granvilars Seele war der frohe Wiederhall der Behauptungen: Gewalt nur sieg' über Gewalt, Blut müßte mit Blut geahndet werden! aber noch etwas mehr, als seine gewöhnliche Verschlossenheit, erstickte die Aeußerungen seines Beifalls — war es Edelmuth, war es Gerechtigkeitsliebe, oder nur die Furcht, seinen Freund zu kränken?

Laigneville glühte; er umarmte mit Heftigkeit den jungen Vicomte von Saint Main: man bemerkte es, man zischelte unwillig; der Marquis nahm das Wort: „Sie scheinen sämmtlich die stumme Erklärung meiner Meinung verstanden zu haben. Dem von ihnen, dem sie ja noch zweifelhaft seyn sollte, kann ich mich nur verständlich machen, wenn ich den Fabeldichter für mich sprechen lasse:

„Zwei Löwen brachen aus ihren Kerkern; sie schweiften in den europäischen Wäldern umher: beiden wurde bald ihre Freiheit zur Last,

denn sie fanden nicht ihr gewöhnliches Futter und hungerten. Ihre zwei Eigenthümer suchten sie; Jeder war so glücklich, seinen Löwen zu finden. Der eine, er war der muthvollste, legte dem Seinigen nur einen Seidenfaden an: seine guten Worte, seine Schmeicheleyen, sein reichliches Futter liessen bald den Gefangnen seine elende Freiheit vergessen. Sein Herr wurde reich durch ihn. Der andre glaubte, seinen Löwen in festere Bande legen und ihn mit Hunger und Schlägen bändigen zu müssen: aber der Löwe hatte seine so lang' ungebrauchten Kräfte wieder fühlen gelernt: er zerriß die dreifachen Banden und seinen unklugen Herrn."

Laigneville verließ mit diesen Worten die Gesellschaft, fest entschlossen sie nie wieder zu besuchen. Ein helles Gelächter scholl ihm nach und gab seiner Fabel, nebst der gemeinten Lehre, noch eine andre, die im Sirach nachzulesen ist. Man konnte nicht begreifen, wie jemand so wenig Witz haben könnte, den Pöbel mit Löwen zu vergleichen!

„Das nenn ich Fabeln erzählen! rief der Liebling des Ministers, der Kammerherr von Längenfels — ei, so stell ich mir vor, mag jener Esel im Aesop die Laute geschlagen und zerschlagen

haben.“ Allgemeiner Beifall krönte diese witzige Anwendung; aber das Gespräch nahm bald eine andre Wendung: der Spott über Laigneville endigte sich in Drohungen; man flüsterte nicht mehr, man rief erhitzt: „Der Marquis ist ein gefährlicher Mensch — ein Mitglied der Propaganda! — Ein Jakobiner!“ setzte von Längenfels hinzu. Unwillig folgte Granvilar seinem unvorsichtigen Freunde.

Er fand ihn finster auf seiner Stube. „Laigneville, sprach er zu ihm, nachdem er lange schweigend neben ihm auf- und abgegangen war — hier ist kein Bleiben mehr für uns, wir müssen fort!“ Er erzählte ihm, was nach seiner Entfernung in der Gesellschaft vorgefallen war.

Laigneville wurde bleich. „Ach mein Gott! rief er, ich muß schwer büßen für jede Unbesonnenheit!“ sein gekränktes Herz öffnete sich vor seinem Freunde.

Granvilar sank erschüttert, mit aller Glut der Dankbarkeit und Liebe zu seinen Füßen; seine Kälte war weggethaut; „ach Laigneville, wie kann ich dir je vergelten!“ rief er und die Thränen strömten über seine glühenden Wangen auf die

Hände seines Freundes. Laigneville hatte Adelen von Grosmenil geliebt, geliebt über Alles; er erfuhr seines Freundes Leidenschaft und opferte der Pflicht seine Liebe. Mit aller Wärme seines schwärmerischen Herzens hieng er an seinem Vaterlande und an allem, was dessen Lage verbessern konnte: seines Freundes Gefahr griff an sein Herz — er gab alle seine Hoffnungen, alle seine erhabnen Aussichten auf, verließ seinen neuen Himmel, nahm den Wanderstab und eilte auf ewig — mit dem Grafen, aus seinem geliebten Vaterlande, einem gewissen Elend entgegen.

Sie wiederholten ihren Schwur, sich nie zu verlassen, sich treu zu bleiben unter allen Verhältnissen, in Unglück, Gefahr und Tod — und sie haben diesen Schwur gehalten.

Granvilar taumelte von mannichfaltigen Empfindungen bestürmt ins Freie. —

Hinaus ins Freie, du Muthloser, du Unzufriedner, du Traurender! jedes Lüftchen weht dort eine Last vom Herzen; der harmlose Anblick der Natur fordert dich zur Nachahmung auf; der blaue Himmel lehrt dich Heiterkeit; der grüne Rasen erquickt nicht allein deine Augen, erquickt auch deine

leidende Seele — über den Rasen her schwebt dir die Hoffnung entgegen; jeder Baum wird dein Freund, sieh! er scheint seine hundert Arme dir entgegen zu strecken, er scheint dir zu sagen: „grün bin ich nicht immer, Blüten trag' ich selten, Frucht oft gar nicht, aber Blätter, Blüten und Frucht kommen wieder, ein andermal reichlicher, wenn sie mir jezt nur sparsam wurden! Sieh! die Blumen erheben ihre gesalbten Häupter um dich her, sie flüstern dir zu: „sieh! wir spinnen und weben nicht und der himmlische Vater gab uns doch diese schönen Kleider!" Horch! und die Vögel zwitschern dir zu: „wir, wir säen und ärndten nicht und der himmlische Vater ernährt uns doch!" Die freie Luft ist der Lethe, der uns Vergessenheit zuströmt, der Duft der Blumen ist Balsam für jede Wunde des Herzens, die Natur der einzige Arzt, der Wunder thut.

Granvilar fand keine Beruhigung. Er war wenig Schritte gegangen, als der junge Vicomte von Saint Main zu ihm trat. „Gut daß ich Sie finde. Von Längenfels hat dem Fürsten ein häßliches Gemählde von Ihrem Freunde entworfen. Ich habe den Buben schon aufgesucht, aber noch nicht gefunden. Jezt würd' ich unrecht thun, Ihnen vorzugreifen — ich bin Ihr Sekundant!

Sie haben keinen Degen — hier ist der meinige."

Granvilar nahm den Degen und flog aufs Schloß — der Kammerherr war noch beim Fürsten; Granvilar ließ sich melden — er wurde nicht vorgelassen: er wollte dennoch hinein und im Angesicht des Fürsten den Knaben zur Rede stellen und züchtigen — Saint Main hielt ihn zurück. „Helfen Sie mir, Vicomte! schaffen Sie den Buben in meine Gewalt! — Mein Freund hat mir Alles geopfert, Alles — mit einem Leben muß ich ihm danken, mit dem meinigen, oder dem seines Verläumders!"

„Welcher Edelmann wird Ehrenhändel so hitzig betreiben. Mäßigung, Mäßigung mein Freund! Sie stehn an Richtersstatt; keine Uebereilung — lassen Sie uns warten."

Sie giengen vor dem Schlosse auf und ab. Es war schon ganz Nacht. Es schlug Zwölfe, Eins und Zwei. „Mein Gott das dauert auch ewig!" rief Granvilar bei jedem Viertel, das es schlug.

„Ich merke, sprach der Vicomte — unser Held hat zu einer Kriegslist seine Zuflucht genom-

men und ist zu einer Hinterthür hinaus uns entwischt. Wir wollen ihn suchen."

Sie frugen in seinem Hause nach ihm — vergebens; man schwor ihnen zu, Sr. Gnaden wären nicht da und wären überhaupt oft über Nacht aus.

„Was nun, Vicomte? was nun?" rief Granvilar der Verzweiflung nahe.

„Geduld, mein Freund! jezt wollen wir ihn bald haben — denn den Morgen erwarten, können wir nicht, auf den sind gewiß schon Vorkehrungen getroffen." Der Vicomte trat unter eine Laterne, riß ein Blatt aus seiner Schreibtafel und schrieb: „Mein Herr, Sie kommen — oder morgen weiß es der Minister, wo Sie dies Billet erhielten. Julien Vicomte von Saint Main."

Der Vicomte gieng an eine große Pforte und schellte. „Saint Main, ist das nicht das Hotel der Baroneß H —?"

„Wie Sie sehen."

„Der Geliebten des Ministers?"

„So sagt man."

„Aber was sollen wir hier?"

„Nur Geduld."

Das Thor wurde geöffnet; ein jähnender Schweizer taumelte ihnen entgegen: „Was beliebt, meine Herrn?"

Der Vicomte warf ihm seinen Beutel zu. „Geschwind schaff er uns seine Frau her!"

Der Schweizer verschloß die Thüre; bald rasselte wieder das Schloß, ein altes Weib trat hervor.

„Guten Morgen, Alte! rief der Vicomte — gieb diesen Zettel dem Kammerherrn L— und tummle dich, wir warten auf Antwort!"

„Wen — was — ach euer Gnaden — was belieben sie da zu scherzen."

„O verstell dich nicht; wir haben nicht Zeit Comödie zu spielen! willst du nicht gehen? — gut! — er riß ihr den Zettel aus der Hand und

stand unter der Thüre — gut! so bestell ich ihn selbst — und du und deine weiland Tochter die Baroneß sind morgen zum Teufel — Punktum! willst du?"

„Ach mein Gott, ja ja!"

Die Thüre gieng wieder zu. Granvilar sah erstaunt bald nach der Thüre, bald nach dem Vicomte. Nicht zehn Minuten und der Kammerherr von Längenfels stand vor ihnen.

„Mein Herr, wendete er sich an den Vicomte, Sie mißbrauchen sehr das Geständniß, das ich unbesonnen in einem Rausche Ihnen that." —

„Und Sie, mein Herr, mißbrauchen sehr die Gnade des Ministers, die er Ihnen wahrscheinlich auch im Rausche geschenkt haben mag. — Hier, Herr von Längenfels, hab' ich die Ehre Ihnen den Grafen Bernard von Granvilar vorzustellen. Heinrich Marquis von Laigneville ist sein Freund; Sie werden verstehn, warum er Sie in meiner Gesellschaft aufsucht. — Ists gefällig?"

Der Kammerherr wurde bleich. „Ja ja, morgen Nachmittag meine Herrn, morgen Nachmittag im Park!“

„Nein — jezt, jezt gleich, hier, hier!“ schrie Granvilar.

„Aber mein Gott — ohne Degen — ohne Sekundant?“

Granvilar gab ihm hastig seinen Degen, vergessend, daß er jezt selbst keinen habe. Der Vicomte lächelte. „Ihren Degen, Herr von Längenfels, werden Sie wahrscheinlich oben gelassen haben: aber Sie sollen ihn nicht holen — wir wollen Ihnen die Schmerzen des Abschieds ersparen. Kommen Sie.“

Er nahm jeden an einen Arm und eilte mit ihnen die Straße hinab. Beide stolperten schweigend, von ganz verschiednen Empfindungen durchtobt, neben ihm her. Sie standen vor einem kleinen Häuschen; der Vicomte rief: eine Nachtmütze ließ sich am Fenster sehn. „Komm herunter! bring drei Degen mit — es gibt einen Ehrenhandel!“ —

„Gleich, gleich, rief es wieder herab — ich waffne mich nur.“

Es polterte die Treppe herunter; ein langer Mann in Schlafrock und Reitstiefeln, einen Officiershut auf, ein Ludwigskreuz über den Schlafrock und drei Degen unter dem Arm, trat aus dem Hause. Sie giengen aufs nahe Wall. Granvilar focht wüthend gegen den Kammerherrn. Nach wenig Minuten lag der Beleidiger, der Verläumder seines Freundes im Blute.

Granvilar eilte nach Hause. Mit dem bloßen blutigen Degen trat er ins Zimmer, wo der Marquis, den die Sorge um seinen außenbleibenden Freund nicht schlafen ließ, ihn erschrocken empfieng. „Bruder, was hast du gethan?“

„Deine Ehre gerächt.“

„Dein Leben für mich gewagt?“

Laigneville drückte den Grafen an sein Herz; dieser riß sich unwillig los. „Du hast mir Glück und Liebe, alle Reichthümer und Hoffnungen geopfert — rechne mein Leben nichts! zehnmal will ich es wagen für dich, zehnmal es verlieren und

ich habe nicht abgezahlt — o mein lieber, lieber Bruder!" Er warf den Degen weg und sich zu den Füßen des Marquis. Dieser hob ihn mit Thränen auf.

„Auch dein Kleid ist blutig? wer hat dieses Blut verloren?"

„Längenfels!"

„Ach darum! — laß uns zusammenpacken, laß uns alles im Stiche lassen, daß uns der Tag nicht mehr hier trifft. — O jezt versteh' ich! zweimal schon frug ein Officier der fürstlichen Leibgarde nach dir!" Er riß den Grafen die Treppe hinab, zum Hause hinaus.

Vor der Thüre stand ein prächtiger Wagen mit Vieren bespannt; zwei Bedienten öffneten den Schlag und hoben die beiden Flüchtlinge hinein, eh sie Zeit hatten, eine Frage zu thun. Der Wagen kam ans Thor. „Halt! rief die Wache, wem gehört die Equipage?"

„Dem Vicomte von Saint Main."

„Wer sitzt darinn?"

„Der Herr Vicomte und sein Sohn.“

„Wo fahren Sie hin?“

„Nach L—.“

„In Gottes Namen!“

Der Wagen rollte weiter. Die beiden Freunde begriffen dankbar die edle Vorsorge des jungen Vicomt's: wie wären sie der Ahndung des Fürsten entkommen? zu Fuße, unbekannt in der Gegend, fast ohne Geld?

Der Wagen hielt jezt an der Grenze: die Bedienten öffneten den Schlag; dankbar reichten ihnen die Geretteten ihre Beutel — ihr Letztes! Die Bedienten schlugen es aus: ihr Herr hab' es ihnen streng verboten! Der eine gab dem Marquis ein Billet, beide sprangen auf den Wagen, der verschwunden war, eh der Marquis das Billet geöffnet hatte. Der junge Vicomte schrieb:

„Ich wünsche Ihnen Glück, meine Freunde! Sie sind gerettet. Von Längenfels blieb todt auf dem Platze. Ich werde hier das Schicksal unsers unglücklichen Vaterlandes abwarten. Wenn Sie

einst außer sich noch einen dritten Freund brauchen sollten, so übergehn Sie nicht den Vicomte von Saint Main."

„O edler, edler Mann!"

Ein Papier war bei Erbrechung des Billets auf die Erde gefallen. Granvilar hob es auf; es war eine Anweisung auf zweitausend Dukaten. „O pfui! rief er erbittert — so giebts doch keinen reinen Genuß auf dieser Welt! Saint Main, du erbärmlicher Prahler mit deinem Golde!" er war im Begriff, die Anweisung zu zerreißen. Laigneville hielt ihn ab.

„Von der nächsten Station schicken wir sie zurück."

„Ich will den Brief dazu schreiben — ich, ich! Hält er uns denn für Bettler, die nur von seinen Almosen ihr Leben fristen? schon vorhin mit den Bedienten — ich hielt mich kaum! haben wir ihm je Gelegenheit gegeben, uns für so niederträchtig zu halten, diesen Wisch anzunehmen? Ha verdammt!"

„Granvilar, eifre nicht! dies kann Saint Main nur aus Versehn gethan haben; er war in

der Eile, die Anweisung lag auf seinem Pulte — so kam sie mit in das Billet. Thu einem Herzen nicht Unrecht, das auch dem Bettler Fürstenrang geben könnte, entweih' nicht das Andenken an einen Mann, der mich nicht beleidigen konnte, wenn er mir auf offner Straße ein Almosen zuwürfe!"

In dem nächsten Städtchen kehrten sie ein. Laigneville schickte die Anweisung an den Vicomte zurück und bat ihn, Briefe, die an ihn oder Granvilarn von Paris kommen würden, ihnen nachzuschicken; er hatte an seinen und der Grafen von Granvilar gemeinschaftlichen Jugendlehrer Angelbert geschrieben und ihm den Auftrag gegeben, zu versuchen, ob noch etwas von ihrem Vermögen zu retten sey.

Saint Main schickte ihnen bald Angelberts Antwort, die in einen Brief des jüngern Granvilars eingeschlossen war.

Pater Angelbert an seine ehemaligen Zöglinge.

Meine Söhne, vergebens habt ihr mich mit eurem Zutraun beehrt: ich war nicht im Stande, etwas für euch zu retten. Gott steh euch bei, der nie seine Hand von den Unterdrückten abzieht! — Eure Schlösser sind größtentheils verbrannt, eure Güter sind eingezogen. Fragt die Räuber nicht mit welchem Rechte — die Gerechtigkeit ist theuer geworden: Schwert und verbundne Augen hat sie behalten, aber die Wage verlohren; wo sie hintrifft — gleichviel! ihr Schwert ist scharf genug, alle Verhältnisse zu trennen, schwer genug, die ehrwürdigsten Denkmäler der Vorzeit zu zerschmettern. O meine Söhne! leicht geht man von einer Erde, die solche Ungeheuer erzeugt.

Gott steh euch bei! mit mir ists am Ende; mir bestimmt das Schicksal mein Grab unter meinen Mördern. — Wo werdet ihr das eurige finden, ihr Unglücklichen? das Vaterland hat euch aufgegeben, es hat verlernt euren Edelmuth zu

schätzen. Aber stoßt es nicht wieder aus euren Herzen! es wird eine Zeit kommen, wo die Sonne des Glücks es wieder bescheinen wird. — Rette dann, wer Kraft und Tugend in sich trägt! vereinigt euch dann ihr Edlen auf den Gräbern eurer geopferten Freunde und baut ihnen ein würdiges Denkmal!

Mein Bestreben, euch eure Güter zu erhalten, hatte mich verdächtig gemacht. Noch einige Zeit achtete man mein Alter, aber bald war man meiner Zudringlichkeit überdrüssig: man sperrte mich in die Carmeliterkirche.

Eure Güter sollten anfänglich alle eurem Bruder zufallen: aber er hat sie ausgeschlagen. „Mitbürger, sprach er, ihr habt kein Recht der Nation eine Handbreit zu entziehn! ich kann und werde euer Geschenk nicht annehmen. Meine angebohrnen Brüder sind todt, für mich, für uns, ihr Erbe kann nicht auf mich allein fallen, denn wir alle sind jezt nur Eine Familie! Nehmt mein Eigenthum dazu; beehrt mich mit Gewährung meiner Bitte es anzunehmen. Ich leg' es hiermit am Altar des Vaterlandes nieder! ich bin reich genug, wenn ich eure Liebe besitze!"

Hütet euch, meine Söhne, euren Bruder zu richten! Es giebt Verhältnisse, die wir nicht auszumessen verstehn, es giebt Laster, die auf ihren höchsten Stufen Tugend werden! — Ich sag' euch, meine Söhne — vergeßt nie, daß es die lezten Worte eines sterbenden Greises sind, der euch niemals irre führte, so weit hienieden Wahrheit ist! — Michael hat die Banden des Bluts zerrissen; er kennt keinen Gott, als sein Vaterland, das euch ausstieß; seine Bruderliebe empfängt das Volk, das keinen süßern Triumph kennt, als den eures Todes — und ist kein Bösewicht! Michael glaubt auf den zertretnen Fesseln aller Vorurtheile zu stehn und schonte selbst, wenn es das Vaterland befähle, das Blut seiner Brüder nicht; Michael war unter den Mördern des zweiten Septembers; meine bald brechenden Augen haben ihn befleckt gesehn vom geweihten Blute der Diener des Altars — und wären die Wunden, an denen ich sterbe, von seiner Hand, ich würde, wie jezt mit den Worten sterben: er ist kein Bösewicht!

Zwei hundert Unglückliche saßen mit mir in der Kirche der Karmeliter gefangen. Keines klagte dem andern sein Unglück, keines theilte dem andern seine Ahndungen mit; wir unterhielten uns nur mit Seufzern; wir wandelten über den Grüf-

ten unsrer Brüder, wie ihre Geister. Jeder Morgen, der anbrach, war wahrscheinlich unser letzter; jede Nacht, die wir schlaflos auf unserm harten Lager zubrachten, war wahrscheinlich die Halle jener ewigen Nacht; jedes Geräusch verkündigte uns unsern nahen Tod: Mehrere von uns machte die Angst krank, mehrere kamen mit eigner Hand dem Tode zuvor, dessen gewisses Opfer wir waren. Jeder Tag, jede Stunde war mit einem Pfeile des Vernichters bewaffnet; jede Sünde, die wir jemals begingen, büßten wir mit einem Tode. Endlich erschien der Tag, der unsre Märtyrschaft krönte! Wir hörten das Jauchzen des Volks, das sonst zu unsern Füßen lag, wir hörten die Todeslieder, die es uns sang, das Klirren der Picken, das uns zu Grabe läutete; die Kirchthüren wurden erbrochen — ihre Mordlust nahm sich nicht Zeit, die Schlösser zu öffnen — ihre Dolche waren an unsern Herzen. Wir flüchteten uns an die Altäre — sie hatten ihre Heiligkeit verlohren; unser Blut rollte über ihre geweihten Stufen. Keines hob eine Hand auf, sich zu vertheidigen; feierlich stimmte die Todesangst den Bußpsalm an: Miserere mei Domine! o meine Söhne, dieser Gesang muß mit blutenden Flügeln hinauf gedrungen seyn zum Throne des Rächers! Jeder Ton, den er sich fortwälzte, war ein

Todesseufzer; schwächer von Augenblick wurde die Zahl der Singenden, schwächer der Gesang; das Blut schoß zu den Kirchthüren hinaus; die Banditen, heiser von unaufhörlichem Jauchzen, endlich stumm vor immer wachsender Wuth, mordeten jezt schweigend, wie die Würgengel der Pest. Ich saß auf den Stufen der Kanzel, die ich oft mit so wohlmeinendem Herzen für das Volk betreten hatte, das jezt nach meinem Blute dürstete. Zwei Mörder stürzen sich endlich auf mich; sie durchstoßen mich; zum leztenmal öffn' ich meine Augen — Michael Patrie — Bernard, so nennt sich jezt dein Bruder! — drängt sich zwischen meine Mörder. „Laßt mir ihn! laßt mich ihn erwürgen, Kammeraden!" schreyt er ihnen zu; ich sehe das Blut an seinen Kleidern, ich rufe: „Auch du, auch du mein Sohn!" und meine Sinne verlassen mich. Ich kommes wieder ins Leben zurück, ich finde mich in einem finstern Gewölbe — ach noch nicht in meiner Gruft! meine Wunden sind verbunden, ich liege auf einem weichen Bette. „Bin ich unter Kannibalen gefallen, die mein Leben fristen, mir es mehr als einmal zu nehmen?"

„Nein, Vater!" sprach eine Stimme, die ich kannte; ein Mann, den mir die Dunkelheit und

die Schwäche meiner Augen noch nicht sehn ließen, saß an meinem Bette — es war Michael. Die ganze Mordszene der Carmeliterkirche stand wieder vor mir; ich fiel in eine neue Ohnmacht. Michaels Bemühungen, so wurd' ich bei meinem Erwachen gewahr, brachten mich bald wieder ins Leben zurück.

„Nein, mein Vater! sprach er mit einer Stimme, die meinem Herzen wohl that — leben Sie, wenn Sie können! bewahre mich mein Vaterland, einen Tropfen Ihres Blutes verantworten zu müssen!"

„Wie? strittest du nicht mit meinen Mördern, wer mir den Todesstoß geben sollte?"

„Oh! — er schien gewaltsam erschüttert — tödten Sie meine Ehre nicht mit diesem Vorwurfe! Sie zu retten mischt' ich mich mit unter die Mörder; ich suchte Sie vergebens; als ich Sie fand — ach ich fürchte zu spät! — bluteten Sie schon aus diesen beiden Wunden. Noch zu retten, was ich vermochte, drängt' ich mich zu Ihnen; ich machte den Mördern ihre Beute streitig; es gelang mir — sie stürzten sich auf ein neues Opfer und ich fand Gelegenheit, Sie hieher zu retten."

Ich hatte während dieser Erzählung seine Hände immer fester zwischen die meinigen gedrückt. „O mein Sohn!" rief ich mit überwallendem Herzen.' Er nöthigte mir einige Erfrischungen auf und bat mich um Vergebung, mir keine beßre Wohnung als diesen Keller geben zu können.

„Die Rache, sprach er, hat Augen, die durch Mauern sehen, ihr Dolch öffnet alle Riegel! aber hier sind Sie sicher wie im Grabe!"

Er pflegt mich mit kindlicher Sorgfalt; wenig Zeit ist er abwesend; er scheint heiter, nur finster wird er jedesmal, wenn ich anfange von den Zeitumständen zu sprechen. „Greis, laß uns friedlich bei einander wohnen! spricht er — der Landmann verflucht das Gewitter, das ihm seine Hütte raubte; der alte Grönländer würde unsre Frühlingsluft unerträglich finden; unsre Augen schmerzen, wenn wir aus dem Dunkel plötzlich ins Lichte treten — den Landmann freut im ersten Schmerze nicht der Segen seiner Felder, den dasselbe Gewitter beförderte; den Grönländer entzückt keine Blüthe, denn er weiß nicht, daß sie Früchte verspricht; unsre geblendeten Augen genießen der schönsten Aussicht nicht!" — er bricht ab und spricht von meinen Wunden.

Ich erwähne eurer und er zürnt; „die Treulosen!“ ruft er und ich wage nicht wieder von euch zu reden, aus Furcht — vergebt es einem sterbenden Greise! den Wohlthäter meiner letzten Stunden zu kränken.

Er hat mir erlaubt euch zu schreiben; er selbst will den Brief nach meinem Tode besorgen. O könnt' ich euch Trost mit ihm zusenden, könnt' ich euch mehr geben als meinen Segen! — Habt immer Muth unverdiente Leiden zu tragen, immer Muth zu leben! härmt euch nicht ums Vaterland — was wir hier so nennen, ist nur die Herberge, in der wir uns auf unsrer Reise am längsten verweilen; das allein ist unser Vaterland, wo ich jezt hingehe, wo alle Menschen aller Zeiten und Meinungen einige Brüder sind!

Gott mit euch!

„Laß uns in eine Einöde fliehn, Laigneville!“ rief Granvilar — aus einer Welt, wo Brüder gegen Brüder stehn, aus einer Welt, die der Hauch ihrer Bewohner verpestet!“

„Ja laß uns fliehen, Granvilar! du hast aus meiner Seele gewünscht! — Hier, warum soll

ich's dir länger verbergen, können wir von dem wenigen, was uns das Schicksal noch übrig ließ, nicht fünf Tage mehr leben!" —

Sie wanderten zu Fuße fort, sich ein verborgnes Plätzchen zu suchen, wo sie von allen Verhältnissen getrennt, nur sich leben könnten.

Die Aermsten! sie die sonst gewohnt waren, in prächtigen Karossen zu fahren, gingen jezt zu Fuße; ermüdet sehnten sie sich nach Ruhe — sie müssen im schlechtesten Wirthshause einkehren, dort mit Bauernkost vorlieb nehmen und auf einem Strohlager schlafen. Beide zwangen sich zum Scherz über ihre ungewohnten Verhältnisse, keins erwähnte mit einem ernsthaften Worte ihrer Lage, die sie dem Betteln nahe gebracht hatte. —

„Hier laß uns bleiben!" rief Laigneville, und warf sich ermüdet auf einem hohen Hügel nieder, der die Aussicht in ein reizendes Thal gewährte, das nur von wenig Hütten besezt, einem Einsiedleraufenthalt nicht unähnlich war.

„Ich bleibe wo du bleibst Laigneville! aber laß uns jezt in einer jener Hütten einsprechen — mich hungert!" —

Laigneville stand mit einem Seufzer auf. Sie klopften an die Hütte. Ein Greis öffnete sie und brachte ihnen willfährig, was er vermochte.

Ihr Wirth war freundlich, aber sprach wenig, oft wendete er sich von seinen Gästen, Laigneville bemerkte Thränen in seinen Augen.

„Vater, sprach Laigneville nach der Mahlzeit, wir sind arme Wanderer, wir können nicht bezahlen — aber wenn du willst, bleiben wir so lange bei dir, als du uns leidest und arbeiten unsern Unterhalt redlich ab!" —

„Hat keine Noth mit dem Arbeiten, antwortete der Greis — mein bischen Zuwachs wird immer zulangen, uns zu ernähren — sparen darf ich ja so für Niemand! denn mein Sohn Jacques ist nicht mehr!" —

Mit Thränen erzählte er den Tod seines einzigen Sohnes.

Jacques hatte das Schmiedehandwerk erlernt, er gieng in die Fremde; traurig verließ er das Thal das ihn gebar, mit Thränen seinen Vater, der dem Alter nahe, ohne Pflege, ohne

Schutz zurück blieb. Er kam bis Straßburg; hier gewann ihn der Meister, bei dem er arbeitete, lieb, aber noch lieber des Meisters Tochter. Der Vater sah seiner Tochter Liebe, und freute sich in seinem guten Herzen — seinen lieben Gesellen fest halten und ihn glücklich machen zu können, denn der Meister war ein wohlhabender Mann! Nahe war die zur Hochzeit bestimmte Zeit: Lieschens Mutter schaffte schon die Ausstattung ein, der Weber hatte volle Arbeit und alle Nachbarinnen kamen des Abends zum Federschließen zusammen. —

Einst saß Jacques unter ihnen an der Seite seines Lieschens — er hatte sein Tagewerk getummelt, um eher seine starken Hände in Lieschens Händen ausruhn zu lassen. Märchen und frohes Geschäker wechselten mit einander: Da bekam Jacques einen Brief: „Komm! so ließ ihm darinn sein Vater schreiben: komm, wenn du mich noch sehen, wenn du noch meinen Segen haben willst — komm mein Sohn, denn ich sterbe!"

Gleich sprang Jacques von der Seite seines Mädchens. „Was Teufel fehlt dir?" — rief der Meister. — Alle Nachbarinnen sahn einander an, sie wußten nicht, welche Nachricht ihm der

Brief brachte, aber Thränen standen in aller Augen. Jacques warf den Brief seinem Meister zu und stürzte auf seine Kammer. Lieschen und ihre Eltern eilten ihm nach. Er kam ihnen schon auf der Treppe entgegen, den Wanderstab in der Hand, das Ränzel auf dem Rücken. „Jacques um Gotteswillen wohin?" „Zu meinem Vater, Lieschen!" — „In der finstern Nacht?" schrie die Mutter. — „In der grimmigen Kälte?" frug der Vater. — Es war um Weinachten. „Mein Vater ist krank!" schrie Jacques und drängte sich durch. „Lebt wohl! vergeßt mich nicht!" rief er an der Hausthüre: Sie holten ihn nicht mehr ein. Er lief und lief — er hatte Geld genug bei sich, aber er aß und trank nicht; seine Schuhe waren durch auf dem gefrornen Wege: er hatte ein Paar ganz neue in seinem Ränzel, aber er fühlte nicht, daß er mit den bloßen Sohlen durch den Schnee lief; wenn er an eine Stadt kam und sein Paß durchgesehen wurde, bat er jedesmal um Gottes willen, man möchte eilen, denn sein Vater stürbe! — Baarfuß, abgezehrt, ohne Athem, ohne Leben, kömmt er in seiner Heimath an: „Lebt mein Vater noch?" ruft er Jedem zu; ohne die Antwort zu erwarten, eilt er in seine Hütte. Hier findet er seinen Vater in der Besserung auf dem Bette sitzend. — „Ach Vater!" ruft

er bald ängstlich, bald fröhlich: ach ihr lebt!“ Sein Vater erschrickt über seinen Anblick: zitternd vor Mattigkeit und Kälte hält sich sein Sohn an der Thürpfoste, endlich sinkt er zusammen. Sein Vater ruft um Hülfe; der Nachbar mit seiner Frau, die gutmüthig des Alten Pflege besorgten, eilen herbei und bringen ihn zum Vater aufs Bette: Langsam erholt sich Jacques. — „Ach Vater ihr lebt!“ ruft er wieder mit schwacher Stimme; seine sonst so starke Hand versucht vergebens, die seines geliebten Vaters zu drücken. Jacques verläßt nicht mehr das Bette, auf das man ihn legte. Vergebens ist die Sorgfalt des Vaters, der seine eigne Krankheit vergißt, vergebens sein Gebet für das Leben des besten Sohnes — den zweiten Tag stirbt Jacques zufrieden seinen Vater noch einmal gesehen zu haben, in seinen Armen! —

„O Gott, laß ihn ruhn in Frieden!“ so beschloß der Greis die Geschichte seines Jammers. „O Gott du wußtest ja, daß ich einen solchen Sohn nicht werth war!“ —

„Gott laß dich ruhn in Frieden du guter Jacques!“ riefen die gerührten Freunde; nimm uns an Vater, in die Stelle deines Jacques.

Laigneville an den Grafen Albert von Granvilar, bei der Oestreichischen Armee.

Ich soll kommen? soll Euch eure gerechte Sache verfechten helfen? — o Lieber, ich hab' eure Waffenkünste verlernt — hier, wo mich der enge Raum meines Zimmers meine Wünsche beschränken lehrte — hier, wo vor meinem Fensterchen der wilde Wein sich so einig in einander schlingt, in dem die friedliche Schwalbe ihr Nestchen baut! —

Komm zu uns! Der helle Himmel von keinem Pulverdampfe verfinstert, der lichte Bach von keinem Blute gefärbt, das ganze stille Thal laden dich ein! Komm zu uns! vier Arme strecken sich dir entgegen, zwei Herzen sehnen sich, an dem deinigen zu schlagen! — Komm! Sieh hier den Saamen gedeihn und die Blumen blühn — beide gebahr ein ferner Boden! laß uns hier einwurzeln, wo uns Sturm und Mehlthau nicht

finden, hier, wo Unkraut und Ungeziefer alle die Feinde sind, die wir bekämpfen! — Komm laß dein Ludwigskreuz von einem Blumenstrauß, deinen Degen von einem Grabscheit, dein altes Wappen von dem noch ältern der Natur verdrängen! —

Ich komme nicht — ich kann den Acker nicht verlassen, den ich baue: der Feldreihn, der ihn einfaßt, ist der Zauberkreis, der mich darauf fest bannt — die Blumen sind die schönen Hieroglyphen dieses Zauberkreises. —

Dein Bruder und ich bestellen allein die ganze Wirthschaft — unserm guten Wirth, so viel er sich auch sträubt, wird kein Schlag mit der Axt, kein Stich mit dem Grabscheit verstattet; er bestimmt unsre Arbeit und zeigt uns die Handgriffe, er theilt jeden Abend dem Aemsigsten den Preis aus, einen Blumenkranz. — O wie die Erinnerung guter Thaten erquickt mich der Duft dieser Trophäen meines Fleißes, die mein Zimmer schöner zieren, als alle verschriebnen Tapeten! —

Schreibe mir nichts mehr von euren blutigen Fortschritten — Sieg oder Verlust, beides bringt meinen Brüdern Tod! —

Nein ich verlasse dich nicht mehr, liebes Thal! Du hast mir Vergessenheit und Zufriedenheit wiedergegeben, du hast mich freundlich aufgenommen, als ich müde von den Stürmen in und außer mir, keinen andern Hafen mehr zu finden glaubte als das Grab! — —

Das Lämmchen, das ich erzog, ist schon Großmutter; die Bäumchen, die ich pflanzte, geben schon Schatten, sie blühn! und heute hab ich meinem Bernard ihre erste Frucht gebracht.

O selig, dem das Glück das stille Loos beschieden,
Daß ihm ein Wäldchen blüht, von seiner Hand gepflegt,
In seiner Schöpfung Fürst, mit aller Welt in Frieden,
Ruft er wie Cyrus aus: Ich hab' es angelegt!

Ich sitze mitten in meinem Korn, unter einem Birnbaume, der ein kleines Rasenfleckchen; hier durch das fruchtbare Meer der Aehren, von der Welt wie ein Einsiedler geschieden, denk' ich an ihre verlohrnen Freuden und finde, daß ich nichts verlohren habe! — Die untergehende Sonne sieht mir ins Gesicht und erinnert mich, daß alles wie sie untergeht! — Meine Augen heften sich auf das wankende Feld, meine Seele

wiegt sich auf seinen Gipfeln in Schlummer, der Schlaf besucht mich freundlich und führt das Vaterland an mein Herz! —

Ach Granvilar, warum ist es nicht anders mit uns! —

Bernard lag auf dem Krankenbette. Ausgetrocknet waren alle seine Kräfte, ihr letztes Band die Hoffnung war schon längst gerissen; der Gram war in die Seele seiner Wuth getreten und Menschenhaß geworden: So durchbricht ein wilder Strom mit seinen Riesenarmen die Ufer, er stürzt in eine Tiefe, die Fluth sinkt und verrollt, Wasser bleibt in der Tiefe zurück, es vertrocknet, es fault und vergiftet mit seinen Dünsten die Gegend! — —

Seinem Freunde sein gemartertes Herz zu verbergen, machte er alle seine unschuldigen Beschäftigungen mit — aber lieber gieng er allein in die unfruchtbarste Gegend des Thals, niedergeworfen auf das dürre Gras, rief er die Vergangenheit, dieses folgsame, stets zu unsrer Qual bereite Gespenst, in seine Einsamkeit.

Wenig Nachricht von dem Kriege kam in das Thal; lärmenden Antheil nahm er jedesmal an den Spielen seines Freundes, wenn sie gehört hatten: hier, oder da, sind die Franken zurückgedrängt, hier so viele, dort so viele erschlagen worden — aber jeder Sieg, den ihre Schwerter erfochten, gab ihn Tagelang seiner Einöde; kein Zureden seines Freundes vermochte dann ihn in seiner Gesellschaft zu erhalten.

So, in allen ihren Wurzeln erschüttert, sank endlich die Kraft seiner Jugend — der Unglückliche lag krank, dem Tode nahe. Der Alte war sein Arzt, Laigneville sein Wärter: willig ließ dieser nun seine ländlichen Beschäftigungen; er verschmähte, ohne auf das Zureden des guten Landmanns zu achten, Essen und Schlaf, um seinem kranken Freunde keinen Augenblick rauben zu dürfen: aber seine Heiterkeit gieng selbst über den traurigen Beschäftigungen seines Edelmuths verlohren; oft mußte er sein Gesicht wegwenden, um dem Kranken seine Thränen zu verbergen — ach auch seine Hoffnungen, die im freien, fruchtbaren Thale, mit jeder Blüthe aufgesproßt waren, mit jeder Frucht sich ihrer Reife genaht hatten, waren mit seiner Ruhe dahin, die er mit seinem Kohl und seinen Melonen erzogen, gepflegt und getränkt hatte! —

Finster saß er am Krankenbette, seine Augen auf das bleiche Gesicht seines Freundes geheftet, der in seinen Fieberträumen oft gräßlich auflachte, oft laut die Menschheit und die Mörder seines Vaterlandes verwünschte, oft seinen Bruder Michael zum Kampf aufrief und über seinen Tod triumphirend aus seinem Taumel auf und ängstlich seinem erschrocknen Freunde in die Arme fuhr. —

So saß einst Bernard ermattet von Phantasien — es war Nacht — an das treue Herz seines Pflegers gelehnt; dankbar hielt er seines Freundes Hände in den seinigen. Laigneville ungewohnt solcher längst entbehrten Aeußerungen, war entzückt, von denselben auf die herannahende Gesundheit seines Freundes schlüßen zu dürfen: „Ach Granvilar, wir werden wieder glücklich seyn!“ rief er. Granvilar nickte mit dem Kopfe und wies auf das Herz seines Freundes und das seinige. Sanft schlummerte er in Laignevilles Armen ein, der keine Bewegung wagte, der den Athem zurückhielt, um ihn nicht zu erwecken. Laigneville selbst war dem schon lang entbehrten Schlummer nahe, aber diese Erquickung sollte ihm nicht werden! —

Ein ferner Lärm scheint sich der Hütte zu nähern; unwillig blickt er ans Fenster — er glaubt der Wind erhübe sich, aber erstaunt sieht er Fackeln durch die Blätter vor dem Fenster blitzen; erschrocken hört er jezt wildes Gejauchze eines trunknen Feindes. Es waren die Franken.

„O mein Granvilar! mein schönes Thal!“ ruft er. Der Graf erwacht; er sieht den Schein der Fackeln, er hört die wohlbekannten Stimmen seiner Landsleute, wie sie seinem Wirthe zurufen, die Emigranten auszuliefern! er glaubt die Stimme seines Bruders unter den ihrigen zu unterscheiden. Wüthend springt er aus dem Bette, stößt den Marquis, der ihn zurückhalten will, von sich und schon seinen bloßen Degen in der Hand stürzt er zur Thüre hinaus; Laigneville folgt ihm auf dem Fuße.

Granvilar ficht schon mit einem rasenden Franken, ihr guter Wirth sucht den Schwachen mit einem Grabscheite zu vertheidigen; mehrere Franken gesellen sich zu den Fechtenden, der Greis sinkt durchbohrt nieder. „Rette deinen Bruder, mein Sohn!“ ruft er dem Marquis zu, der jezt die Kämpfenden erreicht hat.

„Spießt ihn! Spießt den Emigranten!“ schreyen zwanzig Kehlen und andre umtanzen die Fechtenden.

Bernard taumelt vor Mattigkeit, seine sonst so tapfre Hand sinkt mit dem Degen; rasend wirft sich Laigneville zwischen ihn und die Picken: „Ha so leicht! Meuchelmöder! so leicht solls euch nicht werden!“ — Er unterstüzt mit seinem linken Arm den Sinkenden, mit dem rechten haut er umher. — „O Franken! Franken! ruft er — warum zwingt ihr mich, meinen Degen gegen euch zu brauchen!“

„Spießt ihn, zerreißt ihn!“ ist die Antwort der Mörder.

„Nun in Gottes Namen!“ ruft Laigneville, nimmt seinen Freund in den linken Arm und haut sich durch.

„Nieder mit ihm, Brüder! ihm nach!“ brüllen viele. —

„Laßt ihn! Laßt ihn!“ schreyen andre.

Laigneville erreicht die Grenzen des Thals, einen dicht bebuschten Hügel; erschöpft bis zur

Ohnmacht läßt er seinen Bruder auf das Gras sinken: er ist starr und bleich, wie ein Todter. Laigneville auf seinen blutigen Degen gelehnt, steht fühllos über ihm — da umfliegt ihn ein helles Licht, er sieht auf; „Ach meine liebe Hütte! ach mein Vater!" ruft er: Die Hütte, der Wohnsitz seiner Ruhe, steht in Flammen; singend tanzen die wilden Soldaten umher; ihre Picken brennen im Wiederschein der Glut wie Leichenfackeln. —

„Mordbrenner!" schreyt er und schwingt seinen Degen, im Begriff den ungleichen Kampf zu erneuern — da tritt eine verhüllte Gestalt auf ihn zu:

„Rasender, was willst du?" —

„Jene Mörder züchtigen! mein Grab bei den Gräbern meines Bernards und meines Vaters!" —

Die verhüllte Gestalt vertrat ihm den Weg. — „Laigneville, ich könnte Mitleid mit dir haben! — wärst du kein Emigrant!" —

Der Marquis, erstaunt seinen Namen zu hören, bleibt stehn, er faßt die Gestalt ins Au-

ge: ein Helm verdeckt den obern Theil ihres Gesichts, ein langer Mantel den untern Theil; vom Helme, der roth in den Flammen leuchtet, weht ein Busch von Roßhaaren, Laigneville erkennt einen Franken. —

„Bist du gekommen, das Verdienst eines Mordes nicht mit deinen Spießgesellen theilen zu dürfen? Versuchs! — ruft er, versuchs!" wiederholt er rasend, als der Franke keine Bewegung macht, zu den Waffen zu greifen; zitternd tritt er zurück, als der Franke seinen Mantel zurückschlägt und Michael Patrie der Freund seiner Jugend, der Bruder seines Bernards in Uniform vor ihm steht!

„Laigneville, sprach letzterer sanft zu ihm — Laigneville, warum hast du dein Vaterland verlassen? Ich hätte das nicht von dir gedacht, als wir Griechen und Römer spielten, als du zürntest, wie wir die Rolle des Timoleon dir nicht geben wollten, als du uns als Spartaner verächtlich den Rücken wandtest, wie wir ängstlich und wehklagend deine Wunden sahen, die ein unglücklicher Steinwurf dir schlug — O ich liebte dich seit der Zeit mehr als meinen Bruder Bernard, obschon du ihn kränkend mir vorzogst — Damals hätt'

ich nicht geglaubt, daß du mir jemals ernstlichen Kampf anbieten würdest!" —

Laignevilles Herz erbebte von dem Wiederhalle der Stimme des Freundes seiner Jugend; es schlug einem verwandten Herzen entgegen: da trug der Wind das Mordgejauchze zu seinen Ohren; die Flamme ergriff den Garten, den er pflanzte, auf den Picken sah er die Glieder des edlen Greises, der ihn aufnahm — ein grimmiger Blick flog auf den Franken, dem er sich eben in die Arme werfen wollte — kalt gieng er auf ihn zu, und führte ihn zu seinem Bruder, der noch immer ohnmächtig, ohne Bedeckung im feuchten Grase lag. —

„Sieh, sprach er gräßlich kalt, du bist Brudermörder!" —

Michael stand ihm bleich gegenüber; jezt wendete er sein Gesicht weg — und in wenig Augenblicken sprach er mit gefaßter Stimme: „Ist er tod, so hat ihn sein Eigensinn geopfert!" —

„Ha! an dieser Sprache erkenn' ich dich — wüthender Schwärmer!" schrie Laigneville.

„Laigneville! sprach Michael heftig; stolz sah er seinem Gegner ins rollende Auge — er schien größer als sonst — Was willst du?“ —

„Kampf! Blut! rief der Marquis außer sich: wenn noch ein Tropfen ritterliches Blut deine Adern drängt, wenn du mit deinem Wappen nicht deinen Edelmuth, mit deinem Ordenszeichen nicht das Mitleiden unter die Füsse getreten hast — so stell' dich! stell' dich!“ —

„Rasender! vertheidigen kann ich mich, wenn du mich morden willst — aber im Zweikampf mein Leben zu wagen, verbietet mir mein Vaterland, dem ich für jeden Tropfen Bluts verantwortlich bin, den ich außer seinem Dienst verschwende! — Ich fechte nicht mit dir!“ — —

Laignevilles Wuth schwand, beschämt vor dieser Größe: „Ja du kannst dich nicht verleugnen — du bist ein Edelmann!“ —

Mitleidig lächelnd sah Michael seinen besänftigten Gegner an; sein Sieg erregte seinen Stolz — der edle, durch Schicksale vom Vaterlande ausgestoßne Freund seiner Jugend verschwand jezt vor ihm!

„Emigrant!" rief er laut; und drehte sich mit der bittersten Empfindung seitwärts.

Laigneville hörte nicht diesen Ausruf; er hatte seinen Degen weggeworfen, der ihn geahndet hätte; er kniete bei seinem Freunde, der ins Leben zurückzukommen schien.

Michael trat zu ihnen. Bernard schlug die Augen auf, sie trafen auf seinen Bruder; schnell schlossen sie sich wieder, als verachteten sie das Licht, das ihnen einen so verhaßten Anblick gewährte.

„Kann ich euch mit etwas helfen?" frug Michael mit erzwungener Kälte. —

Laigneville hörte ihn nicht; er war beschäftigt, seines Freundes kalte Glieder zu erwärmen — er machte sich selbst ganz blos, ihn vor der kalten Morgenluft zu bedecken.

„Braucht ihr meinen Schutz?" —

Laigneville sah ihn gedankenlos an.

„Was soll ich für euch thun?" frug Michael gerührt. —

„Schenke deinem Bruder deinen Mantel für die Kälte!“ —

„Nimm ihn hin. O daß er ihm mit der Wärme, die er seinem Herzen zurückbringen wird, auch die Gefühle mittheilen könnte, deren Schauplatz er bis jezt bedeckte!“

Laigneville hüllte Granvilar'n in den Mantel. Durch die Bewegung, in die er ihn dabei versetzte, kam er aus seiner Ermattung zu sich. „Was seh ich?“ rief er aus, und versuchte sich aufzuraffen; aber die zitternden Kniee schlugen unter ihm zusammen. „Fort, fort.“ —

„Bernard, Bernard!“ seufzte Michael. „Es ist das letzte Mal, daß wir uns sehen. Laß uns wie Männer scheiden, die lange ihren Weg mit einander wandelten, und nun sich trennen müssen. Müssen sage ich, denn könnte ich vermuthen, daß du es wolltest, daß nicht gerade diese Verwicklung der Umstände dich dazu zwang — ich könnte dies wenige nicht mit dir sprechen!“

„Ich hasse dich“, schrie Bernard, „laßt mich los — laßt mich auf! Ich will nicht diesen Mantel; siehst du nicht, Laigneville, daß er vom Blute

triefst? Es ist Adelens Blut; und dort steht ihr Mörder! O hilf mir, Laigneville, hilf mir mich los winden aus diesen Banden, in die ich verschlungen bin, oder ich vergehe!" —

Bernard suchte sich von dem Mantel zu befreien, in den ihn Laigneville gehüllt hatte. Eine glühende Fieberhitze ergoß sich über ihn, und machte ihn bewußtlos. Vergebens war Laignevilles Zureden; Granvilar ward nicht eher ruhig, als bis er ihm den Mantel abnahm. Mit traurendem Blicke reichte er ihn Michaelen, der ihn nicht mehr zurücknehmen wollte. „Behalt ihn," rief Laigneville, „er gleicht jenem Gewande, durch das Herkules in Raserei verfiel. Seine Berührung bringt bei meinem Leidensbruder gleiche Wirkung hervor; keine heitere Stunde würde ihm mehr lachen, wenn er an sich oder an mir etwas erblicken müßte, was einst das Eigenthum eines Vertheidigers der Mörder seiner Adele war!"

„Kannst auch du nicht ohne Bitterkeit sprechen, Laigneville? Sollte das wohl daher kommen, weil ihr euer Unrecht fühlt? Weil ihr euer Unglück euch selbst zugezogen habt?" — „Selbst gewählt," erwiederte Laigneville stolz; „wie das dem edlen Manne ziemt; weil es schimpflich wäre, mit Lasterhaften sein Glück zu theilen!"

„Sieh, Laigneville," versetzte Michael mit ruhigem Tone: ich habe meine Armuth, ich meine anscheinend schlechte Lage freiwillig gewählt; das macht mich ruhig und stolz, und verbannt auf ewig jede Erbitterung zwischen mir und meinem Schicksale. Mag doch alles, was ich noch mein nennen darf auf dieser Welt, mag es alles sinken und vergehen; so lang mein Vaterland aufrecht steht — habe ich nichts verlohren! Könnt auch ihr das sagen? Arme Verwaiste, wenn nun einer von euch den Freund zur Grube begleitet; in sie seine einzige Stütze sinken sieht; an was wird sich der unglücklichere Ueberlebende halten? Laigneville, wenn dich dies Loos träfe, wie es so wahrscheinlich ist? — Dein Herz hat zu hohe Bedürfnisse, als daß es bestehen könnte, ohne einen großen Gegenstand zu umfassen! Bis jezt hält es sich aufrecht am Bewußtseyn der Aufopferung für den Freund; wie aber, wenn der wird geschieden seyn von diesem Schauplatze des Elends? Wird sich dein Herz dann noch länger mit jenem Grundsatze von eigner Wahl deines Unglücks beschwichtigen lassen, den es nicht vor Augen hatte, als es so handelte, den es erst nachher von der Philosophie erbettelte, um sich über die so übereilte Handlung einigermaaßen zu trösten? Oder wird es sich noch länger um seine schönsten Gefühle, um die

der Vaterlandsliebe, von denen es einst so durchglüht war, betrügen lassen? Werden sie nicht vielmehr mit erneuter Kraft erwachen, mit einer Kraft, die um so stärker ist, da die Hoffnungslosigkeit, sie je befriedigen zu können, sie entflammt? — Denn ach, du Unglücklicher, du hast kein Vaterland, keine Familie mehr, wo du geliebt würdest, was du am Busen trügest; wo du hinkommst, bist du fremde; du bist einsam in dem geräuschvollsten Kreise glücklicher Menschen!" —

Michael schwieg, und Laigneville sah ernst und bekümmert auf seinen kranken Freund, der noch immer ohne Bewußtseyn in seinem Schoße lag. Dann richtete er langsam mit unaussprechlicher Würde sein Angesicht in die Höhe; die Augen glänzten, wie die eines Verklärten; ein Lichtstrahl fuhr über die blassen Wangen, und mit sanfter Stimme begann er: „Groß ist der Mann, des seines Lebens edelste Kräfte seinem Vaterlande weiht, der außer ihm kein anderes Ziel seines Daseyns kennt! Aber noch größer ist der, der, mit dem empfänglichsten Herzen für ein solches Ziel, an dem seine schönsten Träume hangen, es opfert, um strenger Freundespflicht zu gehorchen! Dich lohnt der Dank deines Vaterlandes, das ewig bleibt, für deine Opfer; — mein Freund kann morgen

nicht mehr seyn; kein dankender Blick macht mich dann mehr die Opfer vergessen, die ich — ach — nie mehr ungeschehen machen kann! Du hast eine Stütze — ich keine; — wer ist nun größer? Bewußtseyn lohnt freilich uns beide; dich begleitet aber zugleich deiner Mitbürger Lob, mich ihr Fluch, und selbst der Spott und der Hohn der Fremden. Und ich verzage doch nicht. Wer ist nun größer, Michael? — — Du schweigst? — Willst mir aus Barmherzigkeit diese entschädigende Eitelkeit nicht nehmen? O nimm sie hin; nimm diesen Balsam meinem Herzen, und ich bin dann noch größer; ich will als Mann ausharren nicht nur gegen die ganze Welt — auch gegen mein eigen Herz. Bricht es auch — laß es brechen; mein Muth bricht nicht mit ihm, eine göttergleiche Kraft erhält ihn aufrecht mitten im Sturme der Zeiten, und dieses Gefühl, indem es mich über die Menschheit und über mich selbst hinüberhebt, macht meine Beseligung aus."

„O warum hat das Schicksal eine solche Seele meinem Vaterlande entzogen, um es dem Unglücke preiß zu geben!" rief Michael aus.

„Michael, nennst du diese Bildungsschule meines unsterblichen Geistes Unglück? — Ich

kenne kein Unglück, als wenn ich einst nicht mehr für meinen unglücklichen Freund zu sorgen im Stande bin! Ihm hat das Schicksal mehr zu Leide gethan, als mir; mir hat es die Thatkraft meines Geistes, außer sich, gesperrt, doch kann ich sie in mich zusammenziehen; ihm hat es das Herz gebrochen, und das richtet sich je weniger auf, je edler und zarter es war. Mir hat der Sturm nur des Geistes Blüthen abgeschüttelt; diesem hier hat es des Lebens dünnen Stamm geknickt, und matt hängt nun die Pflanze das Haupt der Erde zu. Stützen will ich es, so lang ich kann; bin ich es einst außer Stand, so sinken wir miteinander in ein gemeinschaftliches Grab. Der ist nicht als unglücklich zu bedauern, der den Tod nicht fürchtet; ich thue dieß nicht, Michael, ich verbitte mir daher auch dein Mitleid!“

Edel und feierlich war Laignevilles Miene. Schweigend sank ihm Michael um den Hals; innige Rührung, tiefe Achtung hatte sein Herz ergriffen. „Mag uns doch Zufall und Meinung trennen in dieser vergänglichen Welt; unsre Herzen sind ewig verwandt; sie werden sich nie verkennen. O daß ich dir das lebendige Gefühl mittheilen könnte, das mich so warm durchblitzt: daß wir uns wiedersehen werden, als Greise wiedersehen im Vater-

lande, wenn einst eine Zeit kommen wird, wo es, ohne sich zu schaden, die unschuldig verwaisten Kinder zurückrufen darf!“

Sie hielten sich eine Weile schweigend umarmet, dann richtete sich Michael auf, und sah stumm in seinen Mantel gehüllt, auf seinen Bruder hinab.

„Und du armer Unglücklicher, dem mein bloßer Anblick unerträglich ist; ich werde dich nicht aufwecken, um dir eine bittere Stunde zu machen. Ich würde dich als Bruder bedauern, wenn nicht ein Laigneville dein Freund wäre: als Mensch kann ich dich nur verachten, daß eine zerstöhrte Hoffnung alle Kräfte deines Geistes lähmen konnte!“ —

Er bog sich nachdenkend über seinen Bruder hin; es rauschte etwas nieder, und er fuhr in die Höhe, denn Bernard wand sich krampfartig von ihm ab. Nochmal reichte Michael Laignevillen die Hand, und verschwand ins Gebüsch.

Laigneville suchte seinen Freund aufzurichten, aber nur mit Mühe gelang es ihm. Keiner sprach von Michael; jener aus Schonung, Ver-

nard aus Abscheu. Auf der Erde lag ein Beutel. Granvilar war unfähig, etwas außer sich zu bemerken. Laigneville hub ihn auf, und überlegte, ob er ihn behalten sollte. Ein Blick auf seinen schwachen, kranken Freund, und die Erinnerung an ihren gänzlichen Mangel aller Baarschaft bestimmte ihn zur Annahme dessen, was ein edles Herz gegeben hatte; denn er errieth gleich den Geber; aber fest beschloß er, Granvilarn nichts davon zu sagen, um sein Ehrgefühl nicht zu kränken.

Den Hügel hinab schlug Laigneville nun einen Weg zu einigen nahen Dörfern ein. Mit vieler Mühe erreichten sie selbe; überall baten sie um Aufnahme, aber nirgends streckte sich eine gastfreundliche Hand den Vertriebenen entgegen. Der unfreundliche Himmel und die taglange Wanderung zwang sie endlich in einer halbverfallnen Hütte zwischen Rebenhügeln, wo sich einst Hüter während der Reife der Trauben aufhielten, die Zuflucht zu suchen, die keine menschliche Wohnung ihnen darbot, weil alle des nahen Feindes Rache fürchteten, wenn sie Emigranten beherbergten.

Ruhe war jezt ein unentbehrliches Erforderniß, wenn Granvilar sich erholen sollte. Laigne-

ville beschloß daher, diese Hütte zu ihrem Aufenthaltsorte zu wählen, so lang es die Umstände erlauben würden. Er bereitete seinem Freunde ein Lager aus Baumblättern und dürrem Gesträuche; er besserte das Dach aus mit den Latten, die zerstreut umher lagen, er versteckte den Eingang, so gut es angehen mochte, mit Baumästen, die er im nahen Gebüsche auslas. Zum Glücke war der Herbst ungemein mild; nur die Abende waren etwas kühl.

Granvilar sah mit einem Blicke voll Zärtlichkeit auf den treuen Freund. Keine Worte des Danks kamen über seine Lippen; er fühlte zu tief, daß eine solche Liebe die Grenzen menschlicher Tugenden überschreite, und nicht mit dem gewöhnlichen Maße der Empfindung gemessen und vergolten werden dürfe. Er war noch immer sehr matt; sein ganzes Wesen schien sich nach der Ruhe zu sehnen, die ihm Freundes Hand hier so reizend bereitet hatte. Laigneville war ihrer nicht weniger bedürftig, dennoch wartete er, bis sein Freund einzuschlummern begann, worauf er sich leise entfernte, um in dem nahen Dorfe einige Lebensmittel, Kleidungsstücke, und Werkzeuge einzukaufen; denn er hatte sich einen Plan entworfen, den er durchführen wollte, wenn das

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Gerücht von der Entfernung der Feinde sich bestätigen würde.

Granvilar, von unruhigen Träumen bestürmet, erwachte und sah sich in einer düstern Einsamkeit seinen Gedanken überlassen. Alles was ihm, seit dem letzten Augenblicke des Bewußtseyns in der Hütte des Greises, begegnet war, schwebte jezt in dunkeln Gestalten durch seine glühende Phantasie; er fühlte unaussprechlichen Ekel vor dem menschlichen Leben und Thuen, und mußte, aus Mangel an Kräften, sogar den Trost entbehren, seinen Schmerz durch Aeußerungen seiner Wuth zu lindern. „Wo ist Laigneville?" fragte er sich wohl hundertmal, und ein feindseliger Trieb im Herzen wünschte laut, daß auch er ihn verlassen hätte. In gänzlicher Verlassenheit von der Welt wähnte seine Phantasie im Gefühle eines ganz gerechtfertigten Menschenhasses schwelgen, und mit dem Bewußtseyn: alles verlohren zu haben, sich trösten zu können.

Da trat Laigneville ein; einen großen Bündel trug er unter dem Arme. Mit geschäftiger Freude rollte er seine Reichthümer aus einander, und setzte sich auf die Erde nieder zu Granvilar. Er war so heiter lange nicht gewesen, und gefiel

sich selbst in seiner wirthlichen Aemsigkeit; denn ein hoher Geist, der sich mit kleinlichen Dingen abgeben muß, wird durch das süsse Gefühl des Bewußtseyns: wie weit er über sie hinaus rage, mit ihnen ausgesöhnt.

„Sieh Bernard, was für den Rest unsres Geldes ich alles einkaufte: gekochtes Fleisch und Brot, was uns so nöthig ist, da wir zwei Tage fast nichts gegessen haben; und dann die Arznei hier für dich! — (Er zog eine kleine Flasche Wein hervor.) Ich hoffe, gute Nahrung soll dir bald wieder Kräfte geben!“ „Freund, Vater, Wohlthäter!“ rief Granvilar, von der Erinnerung seines vorigen Wunsches gequält; „ich bin solche Güte und Treue nicht werth!“ —

„Bernard, entehre der Freundschaft heiliges Gefühl nicht durch solche Worte; du selbst würdest ja auch einem unglücklichen Bösewichte dein Leben weihen, wenn dein Herz mit dem seinen einmal diesen unauflöslichen, unzerstöhrlichen Bund geschlossen hätte, der zwischen uns besteht. Die Freundschaft hat ja das mit der Liebe gemein, daß sie beide ihren Werth und ihre Belohnung nicht aus dem schöpfen, was der Geliebte, der Freund für uns ist, für uns thut, sondern aus

dem, was wir für ihn thun!" — „Eben das Gefühl drückt mich nieder, erwiederte Granvilar traurig, daß ich dir so gar nichts bin, als — Ursache an deinem Unglücke!"

„Warst du nicht immer krank, mein Bernard? Bald an der Seele, bald körperlich? — Aber auch das abgerechnet, bist du sehr irrig, wenn du wähnst, du seyest mir nichts. Wem verdanke ich denn diese süsse Beruhigung erfüllter Freundespflicht, wem diese schönen Gefühle jezt, die mein Herz sanft durchglühen, und es daurender wärmen, als die Erinnerung so mancher glänzenden Szene aus meinem vorigen Leben? O Freund, das meiste von dem, was wir laut, öffentlich, mit Geräusche vollbringen, mag unsere Eitelkeit auch noch so sehr reitzen; — in unserem Herzen läßt es keinen beruhigenden Eindruck zurück, weil das Gute, das es hervorbrachte, entweder nur unmerklich entstehet, oder wir es mit andern, die als Triebräder in derselben Maschiene handelten, theilen müssen. Auch glauben wir uns selten hinreichend belohnt dafür, und zürnen auf Neid oder Undank. Wie glücklich hast du mich dagegen gemacht! Ich sehe meine Bemühungen gleich Blüthen und Früchte tragen; ich lasse mir von keinem das angenehme Geschäfte, für dich zu sorgen, theilen; ich habe

nur den schönen Neid edler Seelen zu befürchten, die ein ähnliches Loos sich wünschen; von Undank weiß die Freundschaft, so wenig wie die wahre Wohlthätigkeit etwas; denn ich trage meinen Lohn in mir, selbst wenn mich nie ein Blick, ein Händedruck von meinem Freunde mehr belohnen sollte! Siehst du nun, wie glücklich du mich gemacht hast?"

Voll unaussprechlicher Seligkeit drückte er Bernards Hand an sein Herz. Bernard schlug die andere um seinen Nacken, und preßte ihn an seine Brust. Er konnte nichts sprechen, sein Herz war zu voll; es war ein Augenblick, wo ihm selbst das, was er gelitten hatte, kleinlich und unbedeutend erschien; wo ihm diese sich so verhüllende Größe seines Freundes beinahe drückend wurde. In die Augen traten ihm Thränen, halb aus Unmuth über sich, halb aus dankbarer Rührung gequollen. „Dies Glas bringen wir der Göttin der Freundschaft!" rief Laigneville; „wir wollen es zusammen leeren, wie wir den Kelch des Leidens zusammen leeren werden, bis zum gemeinschaftlichen Tode!"

„Bis zum gemeinschaftlichen Tode!" seufzte Bernard, und trank mit tiefem Gefühle das Glas bis zur Hälfte leer. „O könnte ich, ohne dich

zu beleidigen, sagen: bis zum baldigen meinen! Nie werde ich es verantworten können, einen solchen Geist der Welt entzogen" —

„Und sich und der Tugend gegeben zu haben!" fiel hastig Laigneville ein. „Oder kannst du mir dafür bürgen, Bernard, daß ich in diesem gewaltigen Sturm aller Leidenschaften, der den ganzen Erdball erschüttert, in diesem Kampfe aller Meinungen, immer meinen Grundsätzen getreu geblieben wäre? O es läßt sich davon recht artig sprechen, in der Einsamkeit des häuslichen Lebens, in der Abgeschiedenheit des Landes, oder in den hochfliegenden Plänen jugendlicher Phantasie! Aber hinausgesetzt dann auf den Schauplatz der Welt, versehen mit der Macht, nach Willkühr die Mittel zu dem Endzwecke zu wählen, der seit Jahren der edle glänzende Traum unsers Herzens war; da sich zu bewahren vor unerlaubten Mitteln, die sicherer, schneller den geliebten Endzweck zu erreichen scheinen (ich sage scheinen, denn wirklich, nach der längsten Dauer können sie es nicht); — das erst bewährt den tugendhaften Mann! Wie Wenige, Wenige, von all den großen, berühmten, glücklichen Staatsmännern und Helden der Geschichte und Gegenwart möchten hierin die Probe aushalten!" —

„Du hättest sie ausgehalten, Laigneville; ein Geist wie der deinige kann nicht durch Nebenwege sein Ziel erreichen wollen. Gibst du mir nicht auch davon den schönsten Beweis selbst, indem du deinen glühenden Jugendträumen entsagtest, weil sie mit deinen Begriffen von Freundespflicht unvereinbar waren? Welche Ueberwindung, den heißersehnten Becher voll schäumenden köstlichduftenden Weines mit gelaßner Hand auf ewig hinzusetzen, um den Becher des Trostes einem Unglücklichen zu reichen!"

„Der mein Freund ist!" versetzte Laigneville bedeutend aber sanft.

„So mag Pylades bei Orest im Lande der Barbaren gesessen seyn!" begann Bernard nach einer Pause.

„Deine Seele, Granvilar, drückt keine Schuld, wie die des Griechen. Kein Fluch macht deinen Fuß unstät; nur die Verbrechen einiger Unmenschen verdunkeln deinen Pfad!"

Pylades verlohr im Vaterlande nichts, du alles! Ihm blieb die Rückkehr dahin offen — dir ist sie versperrt. O wenn die Menschen unsre

Geschichte wüßten, wenn der Haß, der unsre Gattung, vielleicht nicht unverdient verfolgt, ihnen gegen einzelne gerecht zu seyn erlaubte; — sie würden zum Muster der Freundschaft nicht mehr diese Heroen der Fabelwelt anführen; sie würden bei einem seltnen Beispiel von Freundestreue ausrufen: Er war dem Unglücklichen das, was Laigneville seinem Granvilar!"

Beide schwiegen; Bernard aus Rührung und Laigneville, weil ihn das Gefühl: auf ewig aus seinem Vaterlande ausgeschlossen zu seyn, übermannte. Mit Mühe unterdrückte er seine Gedanken darüber, und fuhr so gleichmüthig als möglich, im alten Tone fort.

„Glaube nicht, Bernard, daß mit heute unser Ueberfluß zu Ende ist; ich habe Mittel eingekauft, und Anstalten getroffen, ihn uns so lang als möglich zu verschaffen, und wohl noch einen Zehr- und Reisepfennig zurückzulegen, denn hier ist doch unsers Bleibens nicht. Arbeit ist uns beiden zur Ausheiterung, dir zur Gesundheit nothwendig, und ist zugleich der männlichste Weg, Geld zu erwerben. Wir wollen arbeiten, Bernard!"

„Recht gerne, Laigneville, aber was, wie? wer wird uns hier etwas abkaufen?“.

„Für alles das habe ich gesorgt! Sieh einmal, (er zieht eine Axt und zwei scharfe Messer hervor) das habe ich zu dem Plane eingekauft, der mir einfiel, als wir in diese elende Hütte eintraten! Gesegnet sey sie mir dafür! Ueber ihr schwebt ein guter Genius; und von dem bestirnten Himmel, den wir durch die Spalten des Daches sehen, scheint sich ohnedieß schon eine himmlische Ruhe auf uns niedergesenkt zu haben. Fühlst du dich nicht besser, Bernard?“

„So gut, wie lange nicht, Laigneville! Die Vergangenheit ist wie ein Traum hinabgesunken in die Nacht meines Lebens; eine selige Vergessenheit breitet ihren Schleier über seine düsteren Bilder aus, und mit den Sternen am Himmelsbogen ist auch ein neuer Hoffnungsstern für mich aufgegangen; nicht der Hoffnung von Glück, oder Besserung, — der Hoffnung eines baldigen Todes!“

„Sollte keine andere Aussicht dir theurer seyn, Bernard?“ — „Laigneville, du kennst ja alle Seiten unsers Schicksals! Keine, keine wäre mir ange-

nehmer, und ich freue mich, die nahen Todesboten schon in mir zu fühlen. Diese Stille, diese Ruhe, in der sich mein ganzes Wesen befindet, diese Ermattung, die meine Wuth selbst gelähmt hat, lassen mich nicht länger an der Auflösung meines Körpers zweifeln, dessen Kräfte des Schicksals Hand zerstöhrt hat."

„Recht, Bernard, dem Manne ziemt es, mit Gleichmuth den Tod zu erwarten; selbst, ihm ruhig entgegen zu gehen, wenn man mit Ehre nicht länger mehr leben kann. — So lange es aber noch Wege gibt, den Schlägen des Schicksals Widerstand zu leisten, so lange wollen wir dieses komische Trauerspiel, diese tragische Farze des Lebens, in der wir einige Zwischenszenen spielten, und jezt wohl bloße Statisten abgeben, mitmachen, so weit es uns gut dünkt. Deßwegen kaufte ich auch diese Werkzeuge ein. Die Weinlese ist nahe, die Bauern thun da wohl gern ein Mehreres. Erinnerst du dich noch, daß wir als Knaben die Weinlesen nach Art der Griechen feierten? Denkst du der Thyrsusstäbe und der mit Epheu bekränzten Becher, die wir an die fleißigsten Arbeiter austheilten? Aehnliche wollen wir jezt schnitzen, wollen die Spiele der Knabenzeit zurückrufen, und unsre männlichen Seelen in das Gewand der

sorgenlosen Kindheit hüllen. Ich habe mit einigen reicheren Winzern gesprochen, und sie haben sich erklärt, einige Arbeiten von dieser Gattung abnehmen zu wollen. Die meisten Bestellungen habe ich aber auf die Becher aus Buxusholze erhalten, durch die man den Wein prüfen kann, ob er gewässert ist, oder nicht, und die im ersteren Falle das Wasser tropfenweis durchsinken lassen."

„Wo findest du aber das Holz?"

„Wo mir die Idee dazu kam; vor dieser Hütte. Morgen mit Tagesanbruch wollen wir die Arbeit beginnen. Sie wird uns Zerstreuung und Unterhalt schaffen."

Die Freunde begannen den andern Tag ihre Arbeit; Laigneville ging damit ins Dorf, so oft es nöthig war, Granvilar aber blieb anfangs aus Mattheit, in der Folge aus Menschenhaß, in der Hütte, in der sie nun ganz einheimisch geworden waren. Sie stand auf einen Rebenhügel, der auf eine Menge kleinerer rings um hinabblickte, und von höheren Bergen bekränzt wurde. Um das Hüttchen standen wilde Kirsch- und Pfirschenbäume, die, mit Buchen vermischt, den Anfang eines Wäldchens

bildeten, das sich auf dem Rücken der Berge hinzog. In einer Gruppe dieser Bäume hatte Laigneville eine Rasenbank angelegt, von der sie die Sonne auf und untergehen sahen, wo sie ihre Arbeit anfingen und beschlossen. Granvilars Krankheit verlohr sich in der freien Luft, durch die Arbeit, und, was noch mehr bei ihm beitrug, durch die gänzliche Abgeschiedenheit von allen Menschen. Seinen Freund rechnete er nicht mehr darunter. Auch Laigneville war ruhiger, seitdem er nichts von der Welt hörte; überdieß kannte sein Herz nur die tröstende Hoffnung auf den Erlöser Tod; Furcht war ihm fremde, weil ihm das Schicksal nichts — gar nichts mehr zu rauben im Stande war. So wohlthätig handelte die Natur gegen die Menschen: Das Gefühl, alles verlohren — nichts mehr der Welt und den Menschen zu verdanken zu haben, gibt uns eine Ruhe und Erhabenheit, die keine Güter des Glücks, und die ruhmvollsten Thaten nicht geben können.

Die Zeit der Weinlese kam, und Hüter bezogen die Hütte. Granvilar und Laigneville wollten ihre kleinen Habseligkeiten zusammenpacken, und weiter ziehen; aber die Hüter trugen ihnen an, da zu bleiben. Das stille Betragen der beiden Freunde und ihr romantisches Leben, hatte

ihnen die Achtung der Dorfbewohner zugezogen, und ihren Arbeiten starken Absatz verschafft; so sehr weiß die Tugend, sey sie auch noch so bescheiden verhüllt, die Herzen der Menschen zu fesseln.

Der rauhere Spätherbst beschloß die schönen Tage des Jahres; die Blätter sanken von den Bäumen; die Winzer entlaubten die Weingärten; der Sturm rauschte durch das dürre Laub den Hügel herab, und durchpfiff die Spalten der Hütte. „Wir müssen wandern“, sagte Granvilar; „wenn uns der Sturm der Welt in Ruhe läßt, so treibt uns der Sturm der Natur aus unserer Ruhe auf.“

„Ich dächte, Bernard, wir überwinterten in irgend einer Stadt. Es gibt da doch der Mittel und Wege fortzukommen.“

„Ach Laigneville, das gilt mir alles gleich; ich überlasse mich ganz deiner Leitung. Mir blüht keine Hoffnung mehr; mir wird es nirgends besser gefallen als hier, wo ich mit jedem sinkenden Blatte eine Minute meiner Leidenszeit in die Ewigkeit hinabrollen sehe. Der nahe Wald ist meine Lebensuhr; mit jedem Laube, das sich vom mütterlichen Baume ablößt, lößt sich von meiner Seele eines der Fädchen los, die sie an diesen organisir-

ten Kerker fesseln. Und ich hoffe fest, ich wünsche den einzigen Wunsch, daß mit dem letzten dürren braunen Blatte auch das letzte Fädchen reißen wird!"

Bernard schwieg, und Laigneville antwortete auf dergleichen schwermüthige Gefühle seines Freundes gewöhnlich bloß mit einem theilnehmenden Blicke, oder einem herzlichen Handdruck. Er kannte das menschliche Herz zu gut, um nicht einzusehen, daß in solchen Lagen jede schaale Tröstung, jede Widerlegung der Lieblingsphantasien des Unglücklichen, ihn mürrisch und verschlossen macht, und nichts bewirkt, als daß er jede Aeußerung, die sein leidendes Herz erleichtern würde, sorgfältig unterdrückt, um sich seine Hoffnungen nicht zerstöhren zu lassen.

Noch einige Tage harrte Laigneville seinem Freunde zu gefallen in der Winzerhütte aus; endlich machten sie sich beide an einem schönen Tage auf, verließen die stillgewordene Gegend, die weder der Landleute Lieder, noch der Waldbewohner Gesänge mehr belebten, und schlugen den Weg nach dem nahen Städtchen L. ein.

Vor ihrer Entfernung hatte Laigneville von einigen der gutmüthigsten Bauern Abschied genom-

men, und bei der Hütte, neben der Rasenbank, auf der sie nach langer Zeit wieder zum ersten Male die Segnungen innerlicher Ruhe empfanden, eine hölzerne Tafel an einem Baume mit eingeschnitzten Worten befestigt. Die Worte lauteten:

Die. Immerreiche. Natur. Gibt. Selbst. Wenn. Sie. Alles. Nimmt.

In C. fanden sie mehrere Bekannte, die ihnen Geld und Unterstützung jeder Art anbothen. Aber die beiden Freunde waren zu hochherzig, um vom Allmosen zu leben; ihre Absicht war, eine Beschäftigung zu suchen, die sie ehrlich, wenn auch kümmerlich, nähren würde.

Der Chevalier von Saint Aubin war mit Laigneville zu Versailles bekannt geworden, und hatte da mit ihm seine Freundschaft angeknüpft, die von einer etwas solideren Art war, als sie gewöhnlich unter solchen Umständen zu seyn pflegt. Hatte den einen der Freundschaft heiliger Ruf seinem Vaterlande entrissen, so wurde der andre durch den eben so starken Zauber der Liebe ihm entlockt. Saint Aubin liebte die schöne und stolze Tochter des Dük de Penthievre; sein edler Charakter, so wie sein Reichthum berechtigten ihn aller-

dings sich Hoffnungen zu machen, wenn gleich sein Geschlecht nicht gleichen Glanz mit ihrem theilte. Auch schien Luise, des Dûks Tochter, dem schönen jungen Manne nicht abgeneigt; wenigstens fand sie sich pünktlich und lächelnd auf allen Unterhaltungen ein, die St. Aubin ihrentwegen gab, und wo sie als Königin glänzte. Der alte Dûk behandelte ihn mit Auszeichnung, und niemand zweifelte an St. Aubins Glück.

Er war es auch, der jezt die beiden Freunde dem Dûk vorstellte. Granvilar redete nichts, Laigneville wenig mit ihm, aber das Wenige voll Kraft und mit Geist. Das war gerade die Art, den Dûk zu fesseln, der ihm auch seine ganze Aufmerksamkeit schenkte. St. Aubin sprach bei Gelegenheit von dem Schicksale der beiden Freunde, der Dûk interessirte sich für sie, und versprach ihnen zu helfen. Indessen ereignete sich aber ein Vorfall, der der ganzen Sache eine andere Gestalt zu geben drohte.

St. Aubin hatte zwar mit einem ansehnlichen Vorrathe von baarem Gelde und Kostbarkeiten Frankreich verlassen, aber sein Aufwand hätte auch das größte Vermögen nach und nach erschöpfen müssen. Nie achtete er indessen ihren Verlust;

er hatte sie ja der Liebe geopfert. Alles was er von entbehrlichen Kostbarkeiten hatte, war veräußert; von dem, was sein Credit ihm verschaffen könnte, sah er voraus, daß es nicht lange aushelfen würde, während die Ereignisse in Frankreich dem Schicksale der Ausgewanderten immer ungünstiger wurden. Er fing nun an, sich einzuschränken; die geschmackvollen Abendkränzchen, die bezaubernden Landunterhaltungen wurden von Woche zu Woche seltner, und fielen endlich ganz weg. St. Aubin machte aus der Ursache dieser Veränderung weder dem Dük noch seiner Tochter ein Geheimniß, weil er nicht glaubte, daß vernünftige Menschen ein so natürliches Ereigniß ihm als Verbrechen auslegen könnten. Zugleich betrieb er seine Bewerbungen um Luisens Hand immer fort, aber mit jener Zurückhaltung, die dem edeln Manne eigen ist, der die Ansprüche, die er in glücklichern Umständen machen durfte, in unglücklichen nicht mit Gewalt geltend machen will. Der alte Dük bezeigte keine Sinnesänderung, aber in Luisens Betragen äußerte sich plötzlich eine auffallende Kälte. In diesen Zeitpunkt fiel die Ankunft der beiden Freunde, die St. Aubin dem Dük vorstellte.

Bald darnach beschloß St. Aubin, mit dem Dük ernstlich zu sprechen. Er bat ohne Hinter-

halt um Luisens Hand, die ihm der Dük entweder bestimmt zusagen, oder bestimmt abschlagen möchte, wenn er ihn nicht mehr zum Eydam wünschte. Der Dük antwortete, daß er nichts gegen ihn einzuwenden habe, wenn seine Tochter mit ihm zufrieden wäre. St. Aubin verfügte sich zu ihr mit pochendem Herzen.

Luise, schon vorher von seiner Absicht unterrichtet, empfing ihn mit ceremoniöser Höflichkeit und einer gleichgültigen Kälte. St. Aubin stutzte, als er diese Stimmung bemerkte, indeß sprach er in seinem gewöhnlichen Tone. „Luise, ich komme von Ihrem Vater, der mir versprach, meinen Wünschen nicht zuwider zu seyn, wenn Sie selbe begünstigen. Darf ich nun die Erfüllung dessen erwarten, was Ihre Blicke, Ihr huldvolles Betragen kühn mich hoffen ließ?"

„Was dann, Chevalier?" fragte Luise auf die unbefangenste und naiveste Art von der Welt.

St. Aubin war dadurch überrascht, aber er kam nicht aus seiner Fassung, da er es bloß für Ziererei oder für Scherz hielt. „Wie Sie mich erschrecken könnten, Luise, wenn ich Sie weniger liebte, und vielleicht auch weniger eitel wäre. Oder

glauben Sie, daß ein Mann, den eine Luise von Penthievre ihres Umganges und Vertrauens in einem solchen Grade würdiget, sich keine Hoffnungen machen wird?"

„Hoffnungen, Chevalier? Sie meinen doch nicht etwa auf meine Hand?"

„Sie setzen mich in das größte Erstaunen, Luise. Könnten auch Sie sich zur Klasse der gewöhnlichen Koketten herabwürdigen, die, um ihrem Stolz ein Opfer zu bringen, die Gefühle eines Mannes von Ehre aufzuregen, und dann unbefriedigt zu lassen, sich im geringsten nicht scheuen? Nein; ich zweifle an dem Adel Ihres Herzens nicht, Luise, und noch weniger an dem Ihres Geistes. Sie konnte kein Leichtsinn, wie so manche andre, zu einem Schritte verleiten, den Ihre kalte Vernunft verwerfen muß."

„Wahrhaftig, Chevalier, Ihre Worte machen mich nicht wenig bestürzt. Ich sehe in meinem ganzen Betragen gegen Sie, nichts, was man als Beweise einer f e u r i g e r n Zuneigung auslegen könnte, als jeder edle Mann von Ihrem Charakter sich zu erwerben weiß. Sollte es Ihnen demungeachtet zweideutig scheinen, so verzeihen

Sie mir meine wenige Menschenkenntniß, die mich glauben machte, einem Chevalier St. Aubin sorglos alle Achtung und Freundschaft erzeigen zu können, ohne befürchten zu müssen, in ihm Erwartungen zu erregen, die ich nie erfüllen kann. Oder wollen Sie ein Versehen, was mich meine Unerfahrenheit begehen ließ, gegen mich, und zu meinem Unglücke benutzen?"

Der Chevalier ging mit verbissener Wuth hastig auf und nieder. Drückend schien etwas auf seinem Herzen zu liegen; einige Male öffnete er mit einem bitterlächelnden Zuge den Mund, um zu sprechen, aber er schloß ihn schnell wieder. Endlich schien er den Sieg über seine gereitzte Empfindung errungen zu haben; er ergriff Luisens Rechte, sah ihr mit dem Ausdrucke des aufopfernden Großmuthes in das Feuerauge, dessen Blick so mancher nicht ertragen konnte, und das nun schüchtern den seinen vermied, und sprach mit unaussprechlich sanftem Tone: „In einer Waagschale liegt Ihr Glück, in der andern mein Unglück; Sie, Fräulein, wählen das erstere, ich das letztere. So trifft unser Wille ja überein, nicht wahr, Fräulein? Und was will ich dann mehr? Nun werden Sie mir erst recht sorglos alle Achtung und Freundschaft erzeigen können, ohne befürchten

zu müssen, in mir Erwartungen zu erregen, die Sie nicht befriedigen können; und — es sind alle unsere Wünsche befriedigt!"

Rasch verließ jezt der Chevalier das Zimmer. Luise war heftig erschüttert; es reute sie jezt beinahe, den edeln Mann ausgeschlagen zu haben. Bald beruhigte sie der Gedanke, daß sie das prachtvolle rauschende Leben nicht hätte fortsetzen können, wenn sie des nun armen Chevalier Weib geworden wäre; bald schämte sie sich wieder dieses niedrigen Eigennutzes. Eigentlich liebte sie den Chevalier nie besonders; bloß die Unterhaltungen, die er mit eben so viel Feinheit als Geschmack zu geben wußte, und sein edler Charakter hatten ihm ihre Neigung und Achtung erworben. Eigentlich wären ihr auch des Chevalier dürftige Umstände nicht so sehr im Wege gestanden, als das Gespötte und Geklatsche ihrer Landesleute, die sich dadurch für das Entbehren der Vergnügungen, die Luise ihnen sonst veranlaßte, gerächet haben würden. Dazu kam noch ein ganz geheimer Beweggrund, den sich Luisens Herz selbst kaum gestehen wollte — heftige Leidenschaft für Laigneville.

Abgerechnet die interessante Außenseite des Marquis, die sie in Versailles hatte kennen ge-

lernt, da er und St. Aubin mit ihr in einigen Gesellschaften zusammentraf, so lag jezt etwas in seinem Charakter, was für jeden Menschen, und ganz besonders für etwas romantische Mädchenseelen ungemein anziehend war: seine heroische Freundschaft.

Dieses Mitleid mit Laignevilles Schicksal theilte Luise bald mit den meisten ihrer jüngern Landsmänninnen; denn St. Aubin hatte die Unfälle der beiden Freunde in der Absicht sehr bekannt gemacht, um ihnen desto schnellere Unterstützung zu verschaffen. Eben diese allgemeine Theilnahme ward jezt für Luisen ein Rechtfertigungsgrund ihrer besondern, ja sie fühlte sich innerlich berufen, einen so ausgezeichneten Heroismus zu belohnen, und das, was sie von einer Verbindung mit St. Aubin zurückhielt, reitzte sie hier zu einer mit Laigneville. In seinem gänzlichen Mangel an Glücksgütern sah sie nichts als eine höhere Stufe von Ruhm, der ihrer harrte, und dieses Berühmtseyn durch fremdes Unglück und eigne Aufopferung schien ihr hinreichende Entschädigung für alles, was sie nun würde entbehren müssen. So gern sie daher auch Laigneville bei ihrem Vater sah, so sehr suchte sie den abzuhalten, den beiden Freunden auf eine Art zu helfen, die ihr Opfer unnö-

thig oder nicht so ruhmwürdig hätte machen können. Luisens Herz, unfähig der himmlischen Liebe, die Stoff und Nahrung bloß aus sich selbst schöpft, konnte ihre Neigung nur dann einem Manne schenken, wenn er ihrer Lieblingsleidenschaft, der Sucht zu glänzen, sey's im Glück oder Unglück, zu schmeicheln im Stande schien. So müssen Herzen, die ihre Seele wie ihren Körper zu schminken, und durch ein gesuchtes Hervorpressen ihrer besseren Seite beständig zu täuschen streben, mit dem Verluste ihrer schönsten natürlichen Gefühle für ihre Affektation und Koketterie büssen.

Laigneville ahnte von allem dem nichts. Die Theilnahme, die man ihm und Granvilarn von so vielen Seiten und besonders Luise bezeigte, hielt er theils für Komplimente und also für gleichgültig, theils für natürlich. Er kümmerte sich um nichts, und lebte nur für und mit seinem Freunde, der fast nie das kleine Stübchen verließ, das sie sich gemiethet hatten. Niemanden besuchten sie, ausgenommen, wenn Laigneville bisweilen beim Dük, der ihnen eine Anstellung versprochen hatte, vorfragte. Niemand kam zu ihnen, als St. Aubin, der ihnen den Gang seines Schicksals im allgemeinen anvertraute, und den Granvilar unter allen Menschen allein ausstehen

konnte, weil er stundenlang bei ihm saß, sprachlos wie er, in tiefe Melancholie versunken. Auf einmal aber ward er heiter, entschlossen, fröhlich; er schien eine leichte Entwickelung seines Lebensdrama, dessen Knoten des Schicksals Hand so hart zusammenzog, gefunden zu haben. Den kleinen Rest seines Vermögens machte er nun ganz zu Gelde, bis auf einige Kostbarkeiten, die er die beiden Freunde zu verwahren bat. Nichts war ihm übrig von den Zeiten seiner vormaligen Herrlichkeit, als ein Reitpferd, für das man ihm dreißig Louisd'or bot; aber durch die wichtige Rolle, die es in seiner Lebensgeschichte gespielt hatte, war es ihm zu theuer geworden, als daß er es auch um den höchsten Preiß veräußert hätte.

Mit Verwunderung sahen die beiden Freunde diese Anstalten, die eine nahe Abreise anzudeuten schienen. St. Aubin benahm ihnen diese Meinung nicht; durch die Katastrophe, die seine Hoffnungen erlitten hatten, erhielt sie ja einen so großen Grad von Wahrscheinlichkeit. „Bevor ich abreise," sagte St. Aubin eines Abends zu ihnen, „will ich allen meinen Bekannten hier ein kleines Abschiedsfest geben. Wenn ihr mich liebt, so beschwöre ich euch, mit von der Gesellschaft zu seyn."

Laigneville sagte es ihm zu, und auch Granvilar ließ sich bereden zu kommen. „Und wann schon, St. Aubin?“ fragte Granvilar.

„Morgen“, antwortete St. Aubin. „Im Gasthause zum goldnen Anker, vor der Stadt, an der Strasse nach Frankfurt. Alle Anstalten habe ich bereits getroffen, auch schon einen Theil der Gäste geladen. Den übrigen will ich jezt zu bestellen gehen.“ —

Der folgende Tag brach an. Es war einer von den schönen Dezembertagen, wo die Sonne die reine Luft lau erwärmt, und durch den Kontrast mit der hingestorbenen Natur fühlende Menschen in eine sanft wehmüthige Stimmung wiegt. Das scheidende Jahr scheint in solchen Tagen manche seiner Tücken gutmachen, manche der geraubten Frühlingstage, deren Teutschland gewöhnlich so wenige zählt, ersetzen, und seine Schwermuth ausdrücken zu wollen, mit der es von der leidenden Menschheit Abschied nimmt. So bessern sich die Menschen auf dem Sterbebette; da wollen sie gut machen, was der Sturm ihrer Leidenschaften, der Scirocco ihres Egoismus verwüstete; aber die Aeußerungen ihres Wohlwollens sind dann nur — Dezembersonnenschein; — wohlthätig

empfindenden Herzen, aber unvermögend, die Keime und Blüthen mehr ins Leben zurückzurufen, die sie tödteten.

Wenn St. Aubin ein Fest gab, so durfte man Pracht mit Geschmack vereinigt erwarten. Niemand fehlte daher, der geladen war; im Gegentheile man drängte sich um die Ehre, unter seinen Gästen zu seyn, wenn auch nur aus dem wichtigen Beweggrunde, wenigstens für eine Woche neuen Stoff zur Unterhaltung in die Abendgesellschaften mitbringen zu können.

Obschon man St. Aubins Lage ziemlich genau kannte, so erwartete man doch auch jezt, wo nicht etwas prächtiges, doch etwas ausgezeichnetes, etwas eigenes. Aber, was man fand, übertraf alles, was man bisher von ihm sah, übertraf selbst die Erwartungen der kühnsten Schmarotzer; und die Heimlichkeit und Uiberraschung, mit der alles von St. Aubin betrieben worden war, erregte über den Endzweck dieses Festes eine allgemeine Neugierde. „Hat er einen Schatz gefunden?" flüsterte man sich zu; „Oder Gelder aus Frankreich erhalten?" — „Nein, von E.. land", sagte ein Dritter. „Er hat ja nichts geborgt. —" „Er reiset nicht fort, darauf wette ich funfzig

Louisd'or!" rief der dicke Vicomte von Hautbois. — „Ich nehme die Wette an," sagte der Hauptmann Dufort; „warum hätte er sonst alles verkauft? O ich kenne die Menschen; seine Eitelkeit wird einen guten Nachruf bei uns hinterlassen wollen!"

„Heurathen wird er die Duchesse nun und nimmermehr, darauf sterb ich!" rief das Fräulein St. Yves etwas schadenfroh; denn das, was zwischen Luisen und St. Aubin vorgefallen war, war, wie natürlich, bald das Mährchen der Stadt geworden. „Ich, meiner geringen Einsicht nach," antwortete der Kammerjunker von A. etwas spitz, „bin fest überzeugt, daß er die reiche Bräuerswitwe uns als seine Gemahlin vorstellen wird, bei der er seine Wohnung hat. Man weiß ja, daß sie ihm alle möglichen Gefälligkeiten erzeigte!"

Der geistarme Marquis Louvois, immer aufmerksam, einen Gegenstand des Gesprächs aufzufangen, und widerzukäuen, den ein andrer schon weggeworfen hatte, und der sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen wollte, den Damen der Gesellschaft, denen sämtlich der schöne und geistreiche Chevalier St. Aubin nicht gleichgültig war, einen Hieb beizubringen, fügte schnell hinzu:

„O er wird diese Gelegenheit, sich an der Düchesse zu rächen, gewiß nicht ungenützt lassen. Man weiß ja, daß solche sentimentalische Menschen, sobald sie den einzig geliebten Gegenstand aufgeben müssen, sich gewöhnlich auf den uninteressantesten stürzen, um sich selbst zu vergessen!"

„Warum nicht lieber gar auf eine Bauerndirne!" antwortete Fräulein St. Yves aufgebracht. „Ein edler Mann," versetzte ein bejahrter Ludwigsritter, „wird nie die Ungerechtigkeiten des Schicksals am eignen Herzen rächen." Diese Schlußsentenz, auf die keine Replik folgte, weil man, die Wahrheit zu gestehen, sie zu wenig verstand, um sich bei einer Antwort darauf vor einer Sottise ganz gesichert zu wissen, wurde von einem Zungenstillstand von einigen Minuten begleitet, wobei aber manchen Partheien so bänglich wurde, daß sie gerne einige Sätze dem Feinde eingeräumt hätten, wenn sie ihn hätten brechen dürfen. Endlich begann sogar Marquis de Louvois den Mund zu öffnen, um mit dem ersten Originalgedanken die Gesellschaft zu überraschen, als unglücklicher, oder glücklicher Weise für ihn, der Held des — Gespräches, Chevalier St. Aubin, in Gesellschaft des Düks, Luisens, und seiner beiden Freunde in dem Gartensaal des Gasthauses erschien, worin besag-

te honorable Gesellschaft bereits seit einer Stunde versammelt war.

Man stelle sich das Erstaunen des größten, und besonders des weiblichen Theils der Gesellschaft vor, als sie den Chevalier in Luisens Gesellschaft ansichtig ward. Wo blieben alle wohleinstudirten Komplimente, alle feinversteckten Schmeicheleien, alle genauberechneten Blicke, und untrüglichen Künste der Koketterie, die heute, als eben so viele Petarden, an die Herzenspforten des Marquis hätten angebracht werden sollen, nachdem der vorige Kommandant die Festung aufgab? — Die sämmtliche Gesellschaft vergaß ihrer Rollen, ihrer Muthmaßungen, ihrer Menschenkenntniß, ihrer Wetten; man hörte sie bloß die Tonleiter ein paar Mal von oben bis unten durchlaufen, und dennoch — hatte die Gesellschaft jezt Unrecht.

„Verzeihen Sie, meine Herren und Damen," begann St. Aubin mit einer triumphirenden Miene, die sämmtliche Damen, Louisen eingeschlossen, ganz muthlos machte, weil jede wußte, daß es ihr — nicht galt; „verzeihen Sie, daß ich Sie so lange warten ließ; auch würde ich um eine Entschuldigung verlegen seyn, wenn ich

nicht wüßte, daß die Gesellschaft, die ich mitbrachte, mich und mein Außenbleiben bald vergessen machen wird."

Jezt fing Sprache und Bewußtseyn bei einigen Gliedern der Gesellschaft wieder an sich einzustellen, und jedes suchte nun aus den Trümmern seiner gescheiterten Anrede, so gut es gehen wollte, ein Noth und Hülfsschifflein zusammenzuzimmern, um damit in den Haven der allgemeinen Conversation einzulaufen, und mitunter auch — die Tiefe dieser Stimmung des Chevalier ein Bischen zu sondiren.

„Sie werden sich wundern," nahm St. Aubin den Faden des Gespräches wieder auf, als man sich rings um die Tafel rangirt hatte; „Sie werden sich wundern, daß ich Sie hieher, in einen Gartensaal, bei dieser Jahrszeit; und warum ich Sie hieher zu laden für gut fand? Die Ursache des ersten Umstandes ist — ein treuer Freund von mir, der keine Treppen steigt, und auch hier erst am Ende der Mahlzeit erscheinen wird. Er spielte eine große Rolle in meinem Lebenslaufe, und wird auch heute noch eine Bedeutende in dem Nachspiele spielen, mit dem ich Sie nach aufgehobner Tafel zu unterhalten das Ver-

gnügen haben werde. Den Grund jenes Warums aber will ich Ihnen — zum Desert geben; denn, wahrhaftig, die Suppe wird kalt." —

Eine rauschende Tafelmusik ertönte im Nebenzimmer, und füllte sehr glücklich die Pause aus, die St. Aubins sonderbare Anrede in der Gesellschaft verursachet hatte. Bald aber schwang sich das Gespräch mit neuer Lebhaftigkeit auf; der Chevalier gab, ohne es wollen zu scheinen, den Ton an, und sprach mit seltener Heiterkeit. Der unbefangene Theil der Gesellschaft stimmte in kurzem mit ihm ein, der größte Theil der Mädchen aber konnte sich in diese Stimmung St. Aubins durchaus nicht finden, und hielt sie immer für bloße Maske seines Unmuths. Sie glaubten, er wolle durch diese beinahe grenzenlose Fröhlichkeit und Zuvorkommung sich an der Düchesse rächen; ihr zeigen, daß er gleichgültig und unbefangen bei ihrem Verluste bleiben könnte, und an ihrem Aerger sich laben. „Am Ende heurathet er die Düchesse doch noch!" sagte der Vicomte von Hautbois; „Sehen Sie nur, wie warm er wird, wenn er mit ihr spricht." — Das Fräulein St. Yves verschüttete anderthalb Augenblicke nach dieser Rede ein halbes Glas Wein auf ihr Kleid; ob dieses Verschütten in einigem Zusammenhange mit der

Rede des Vicomtes stehe, wagen wir nicht zu entscheiden.

Das Ende der Tafel rückte immer näher, die Musik ward rauschender, die Unterhaltung lärmender, und der Wein bemächtigte sich immer mehr der Gäste. Lange ward nicht so viel gescherzt und gelacht, als diesen Tag, aber gerade als die Unterhaltung ihren Gipfel erreicht zu haben schien, ward St. Aubin schwermüthig. Man erinnerte ihn, wo denn sein Freund so lange bleibe, und der Chevalier erhielt seine vorige Stimmung. Er schellte dreimal. Ein Knecht führte durch die Thüre, die in den Garten ging, ein prächtiges, ganz gerüstetes Pferd herein. Es war St. Aubins Reitpferd. St. Aubin ging ihm entgegen, zog es zu seinem Sitze hin, küßte es, schüttete ihm vom besten Weine auf einen Teller, und gab ihm die kostbarsten Leckerbissen. Das Pferd leckte ihm dankbar die Hand, streckte seinen Kopf über des Chevalier Schulter, und sah ihn mit dem Ausdruck der innigsten Empfindung an,*) als der Chevalier mit feierlicher Stimme das Stillschweigen der erstaunten Gesellschaft brach. „Sehen

*) Alle Ungläubigen werden ersucht, Reimarus Buch von den Trieben der Thiere zu lesen.

Sie hier," sagte er, „meinen besten Freund, den kein Wechsel der Umstände in seiner Treue je wandelbar machte." (Die Düchesse ward über und über roth.) „Mein Leben verdank ich dem guten Thiere hier, was von jenem Augenblicke an seinen Werth zu fühlen, und nichts zu bedauern scheint, als daß es mir nicht sagen kann, wie sehr es mich liebt. Seit jener Zeit, von der an ich es immer mit ausgezeichneter Liebe behandelte, duldete es keinen andern Reuter auf seinem Rücken als mich, und wird, ich bin es versichert, auch keinen andern mehr dulden, wenn ich einst todt bin!" Hier schwieg St. Aubin, und senkte einen schwermüthigen Blick auf sein Pferd.

Die ganze Gesellschaft machte seltsame Gesichter. Ein Theil hielt des Chevalier Handlung für Scherz, oder für eine Wirkung des Weines; ein andrer fand sich beleidigt. Nur wenige wagten noch nicht ein Urtheil zu fällen, und erwarteten begierig den Ausgang.

„Zwar weiß noch niemand von Ihnen," hub St. Aubin wieder an, „was eigentlich alles das gute Thier für mich that, aber Sie werden es erfahren, wenn Sie sich die Mühe geben wollen, beim versprochenen Nachspiel einzutreffen.

Ungeachtet ein Pferd dabei auftritt, so verspreche ich doch sämmtlichen Damen, daß sie sich eine gute Moral werden herausziehen können. Ich gehe, es einzuleiten; ein Signal wird Sie rufen, wenn alles — vollendet ist!" —

Mit ungemein schwermüthigem Tone sprach St. Aubin die letzten Worte. Dann stand er mit Würde auf, sprach etwas bitter: „Als ein satter Gast verlasse ich diese Stätte!" nahm sein Pferd beim Zaume, trat zu Laigneville hin, und schloß ihn fest an seine Brust. „Wir" sagte er mit Bedeutung, aber leise, „wir sehen bald uns wieder!" Dann drückte er Granvilarn die Hände, und ging rasch mit dem Pferde in den Garten. Er verschwand bald in einer der entlaubten Alleen.

Die ganze Gesellschaft befand sich in keiner kleinen Verlegenheit; man wußte nicht, was man aus all diesem feierlichen Betragen des Chevalier machen sollte. Laigneville sprang auf, wollte ihm nach, und besann sich wieder. Um nicht sprechen zu dürfen, leerten die Männer ihre Gläser sehr angelegentlich, und die Damen hatten an ihrem Putze mancherlei zu verbessern, um bei dem Nachspiele mit Anstand zu erscheinen.

„Was ist das?" schrie alles wie aus einem Munde, und sprang von den Sitzen. Ein Schuß war gefallen. Man war noch nicht bei der Thüre, so fiel der zweite. In ahnungsvoller Bestürzung flogen alle nach der Gegend, aus der der Schall herzukommen schien.

Todt lag das schöne Reitpferd auf der Erde, und St. Aubin über dasselbe hingeworfen, als wollte er auf dem Körper des treuen Thieres ausruhen. Sein Blut mischte sich mit dem des Pferdes.

Zwei Pistolen lagen im Sande, neben ihnen des Chevalier Brieftasche. Laigneville stürzte auf seinen entseelten Freund, Granvilar stand bitterlächelnd in einiger Entfernung, und die übrige Gesellschaft in mannichfaltigen Gruppen. Luise lag in Ohnmacht.

Laigneville raffte sich auf; einer von der Gesellschaft, der indessen die Brieftasche aufgehoben hatte, überreichte sie ihm; denn von außen war darauf ein Zettel befestigt, mit der Aufschrift: An Laigneville.

Laigneville küßte sie und eröffnete sie schweigend. Sie enthielt drei Papiere. In dem, was

„Mein letzter Wille" überschrieben war, hatte er Verfügungen über die Kostbarkeiten getroffen, die er den beiden Freunden zum Aufbewahren gegeben hatte. Sie blieben ihnen größtentheils zum Eigenthume. Zugleich bat er Laignevillen, ihn und sein Pferd an dem Orte zu begraben, an dem sie gefallen wären. Ein großer Stein, den er absichtlich vor einigen Tagen hieher bringen ließ, sollte ihre gemeinschaftliche Hülle seyn.

Nachdem Laigneville es abgelesen hatte, eröffnete er das zweite. Es war die Geschichte seiner Rettung durch sein Reitpferd.

„Als die schöne Luise von Penthievre mein Vaterland verlassen mußte, schien es mir eine Einödde geworden zu seyn. In meinem Liebestaumel glaubte ich kein Leben, als in dem Kreise, wo sie athmete, keine Thätigkeit, als bei Bemühungen, deren belohnender Gegenstand sie war. Sie floh, und ich — wurde ihr nachgezogen; denn mein freier, fester Entschluß war es nicht, mein Vaterland zu verlassen.

Raubgierige Schaaren, die des reichen Düks Flucht erfahren hatten, waren ihm nachgeeilt; aber gerade einige Stunden vor ihnen hatte er die

Sar passirt, die bei Sarburg die Grenze macht. Ich ward benachrichtiget, daß diese Horde die Brücken über den Fluß besetzt hielt, und beschloß, ihn in einer menschenleeren Gegend zu durchschwimmen. Ich ritt daher eine Strecke am Flusse aufwärts, in eine Gegend, wo ich mich unbeobachtet glaubte. Ein Kahn lag am Ufer; ich zog ihn ins Wasser, und bediente mich eines Astes zum rudern. Meine Absicht war, ihn an einen Ort hinzuleiten, wo mein Pferd, das ich neben dem Kahne hinüberschwimmen lassen wollte, bequemer ins Wasser steigen konnte; aber der Schwall riß mich vom Ufer weg, und meine Bemühungen, es wieder zu gewinnen, waren vergebens. In dieser Verlegenheit rief ich meinem Pferde, und dieses gewohnt, meinem Rufe zu folgen, sprang eine gute Strecke unterhalb in den Fluß, gerade auf mich zu. Durch seine Hülfe konnte ich der Gewalt des Wassers leichter widerstehen, und das teutsche Ufer glücklich erreichen. Diese Treue hat mich im Leben und Tode an dieses Thier gekettet."

Laigneville faltete das Papier wieder zusammen. Ein allgemeines Stillschweigen herrschte in der Gesellschaft. Die dritte Schrift war St. Aubins Abschied von seinen Gästen.

„Sie werden sich wundern, meine Herren und Damen, über dies seltsame Nachspiel? Und in der That; auf die abgeschmackte Posse des Menschenlebens ist es etwas zu tragisch. Aber das komische streift die Herzen nur obenhin, reizt höchstens das Zwergfell; nur das tragische vermag die träge Masse zu erschüttern. Einige werden mich tadeln, andere belächeln; — mögen sie doch! Bei wem ich nicht ohne Worte gerechtfertigt bin, werd ich's nicht werden, wenn ich ihm auch den Verlust all der schönen Hoffnungen, Träume und Erwartungen meines hochgespannten Herzens erzählen, wenn ich ihm auch die unaussprechlich schmerzliche Empfindung: ausgestoßen vom Vaterlande selbst d a s entbehren zu müssen, weswegen ich mich ausstoßen ließ — abmahlen wollte!"

„Man wird mich einen Selbstmörder nennen. Jezt bin ichs nicht; damals war ich es, als ich den ersten Tritt über die Grenze meines Vaterlandes machte, als ich ihm meinen Kopf, meine Hände entzog, und mit dem Bewußtseyn, nicht mehr für dasselbe handeln zu können, alles Feuer meiner Thätigkeit, und in ihm das schöne Selbstgefühl tödtete, das das Oel der Lebenslampe ist. D a m a l s, d a m a l s verließ ich den Ort meiner Bestimmung, nicht j e z t; und wenn et-

was mich wieder zu ihr zurückführen kann, so ist es dieser Schritt; jeder andere ist ja mir und meinen Unglücksgenossen auf immer versperrt!"

Wunderbare Empfindungen brachten diese Worte bei der ganzen Gesellschaft hervor; so schrecklich war sie noch aus keinem Freudentaumel aufgedonnert worden. Laigneville ward von einem Gefühle ergriffen, was ihn beinahe hinderte, weiter zu lesen. Er sah hier sein Schicksal aufgezeichnet.

Nach und nach zerstreute sich die Gesellschaft, und mit ihr der Ruf dieser Geschichte durch die ganze Stadt. Laigneville traf die Anstalten zur Beerdigung nach St. Aubins Willen.

„Könnt' ich bei dir ruhen!" seufzte Granvilar.

Am heftigsten ward durch diesen Vorfall Luise erschüttert. Die Blicke Aller waren auf sie gerichtet; ihren Wankelmuth sah man als die Bewegursache von St. Aubins Tod an. So sehr es beinahe ihrer Eitelkeit schmeichelhaft war, daß ihrentwegen ein solcher Mann freiwilligen Tod sich wählte, so sehr ward sie wieder durch das Ge-

fühl gedemüthiget, daß von ihrer Sprödigkeit in den Papieren nicht die kleinste Erwähnung geschah. Sie hielt dieß für ein Zeichen der tiefsten Verachtung; aber St. Aubin hatte aus Edelmuth geschwiegen. Hätte er gesprochen, so hätte er bitter sprechen, sie öffentlich beschämen müssen, und das wollte er nicht.

Dieses Gefühl von Demüthigung zerknirschte Luisens Herz, und hatte das Gute, daß eine Empfindung beßrer Art, als Eitelkeit, daß Reue bei ihr die Oberhand erhielt. Am meisten aber trug zu ihrer Umstimmung ein Billet von St. Aubin bei, das Laigneville in der Brieftasche, die er Abends in seinem Zimmer mit tiefer Empfindung noch einmal durchging, fand, und sogleich Luisen übersandte. Sein Inhalt war: „Ihr Betragen, Fräulein, hat meinem Schicksal eine unvermuthete Wendung gegeben. Ich bin damit nicht unzufrieden; Sie haben mir all die bittren Erfahrungen und Empfindungen erspart, die die Zukunft für mich im Schooße tragen mag. Daher nichts von Vorwürfen; Sie würden selbst dann keine hören, wenn ich mehr ein Leben liebte, wo ich auf alles, was meinem Herzen theuer geworden ist, Verzicht thun muß."

„Ich liebte Sie; wie lebendig, einzig, unaussprechbar — wird Ihr eigen Herz bezeugen können. Diese Liebe — wärmt meine Brust nicht mehr; Ihre Hand hat selbst das Feuer ausgelöscht, und die Kräfte, die einst so allgewaltig Sie umfaßten, in eine düstere Ruhe gestürzt. Aber sie sind nicht getödtet; sie werden und müssen wieder erwachen. Losgerissen vom Vaterlande und von der Geliebten kann ich sie nie mehr für meine Mitbürger, für meine künftige Familie verwenden; denn jene verzeihen nicht mehr, und St. Aubin — kann nur einmal lieben. Diese Kräfte würden, von Vaterlands- und Gattenliebe nicht geleitet, zerstöhrend für die Menschheit werden, denn ich fühle mich; darum eile ich, die Menschheit von einem gefährlichen Gliede zu befreien. Nur eine Bitte habe ich an Sie; die: alle Mädchen zu warnen, nie mit den Gefühlen eines Mannes von Kopf zu spielen." —

Bleibend war der Eindruck, den das Betragen St. Aubins auf Luisens Gemüthe wirkte. Sie ward still, oft düster; sie lebte zurückgezogen, und fern von allen rauschenden Vergnügungen.

Granvilar und Laigneville hielten sich so verborgen wie vorher. St. Aubins Schicksal war

der Inhalt ihrer Gespräche, und sie wurden immer sanft erheitert, wenn sie lange von ihm sprachen. Sie betrachteten ihn als ihren Vorgänger in das Land der Ruhe, den sie bald einzuholen entschlossen waren. Seine Großmuth hatte sie überdieß auf einige Zeit der drückendsten Sorgen enthoben.

Ungeachtet der Eingezogenheit, in der die beiden Freunde lebten, entgingen sie doch der öffentlichen Aufmerksamkeit nicht; im Gegentheile diente jene dazu, über ihre traurigen Schicksale einen interessanten romantischen Schleier zu werfen. Besonders war Laigneville, als St. Aubins Freund, der Gegenstand der öffentlichen Unterredung, und der Dük erinnerte sich seiner immer mit Vergnügen.

Eines Abends ließ der Dük Laignevillen zu sich laden. Als Laigneville eintrat, ging er ihm freundlich entgegen. „Das Glück war so günstig," begann er, „mich ein Mittel finden zu lassen, die Ungerechtigkeiten des Schicksals gegen Sie etwas wieder gut zu machen. Der junge Graf L. macht eine Reise durch Deutschland, ich schmeichle mir, bei seinem Vater etwas zu gelten, und werde Sie ihm zum Gesellschafter vorschlagen; denn er giebt sich eben alle Mühe, einen Mann von

Ehre zu diesem Geschäfte zu finden. Sie haben doch nichts dagegen einzuwenden, Marquis?" —

„Ich bin tief durchdrungen," antwortete Laigneville, „von dem Werthe eines solchen Wohlwollens, aber zugleich in Verlegenheit, auf welche Art ich Ihren Antrag ablehnen soll, ohne undankbar zu scheinen. Doch brauche ich das bei einem Herzen wie das Ihre zu fürchten?" —

„Sie können nicht, Laigneville? haben Sie vermuthlich einen vortheilhafteren Antrag erhalten?"

„Nein. Aber ich werde mir nie erlauben, einen Dienst anzunehmen, der mich von meinem Freunde und Unglücksgefährten trennen müßte."

„Sehr edel gedacht. Wie leid thut es mir, daß ich Sie mir nicht verbindlich machen konnte."

Laigneville entfernte sich bald darauf. Als er wieder zu Granvilar kam, und der ihn um die Ursache von des Düks Einladung fragte, sagte er, daß der Dük ihn einem seiner Freunde vorgestellt und anempfohlen habe. Von dem neuen Opfer

seiner Freundschaft schwieg der Edle, aber mit erhöhter Zärtlichkeit drückte er Granvilarn an seine Brust.

Als nach einiger Zeit die beiden Freunde und der Dük an einem öffentlichen Erlustigungsorte zusammentrafen, denn Laigneville nöthigte seinen Freund von Zeit zu Zeit zu kleinen Zerstreuungen, — benützte der Dük die Gelegenheit, wo eben letztrer allein stand, ihm seines Glückes wegen, einen solchen Freund gefunden zu haben, seine Freude zu bezeigen. Der immer düstre Granvilar ward plötzlich belebt und unerschöpflich, als das Gespräch auf seinen Freund fiel, aber wie wunderten sich beide, als eine Wendung der Unterredung ihnen verrieth, daß Laigneville über sein Entsagen das tiefste Stillschweigen beobachtet habe. Granvilars Gesicht entglühte, eine Regung der reinsten Freude überstralte es; er suchte sich vom Dük bald loszumachen, und verschwand gleich darauf ganz aus der Gesellschaft.

Laigneville suchte seinen Freund, und fand ihn nicht. Er vermuthete, seine Melancholie habe ihn wieder aus der Gesellschaft der Fröhlichen vertrieben; denn wenn man ihn nicht im eigentlichsten Verstande fest hielt, floh er die Menschen und jede Zerstreuung, von der er Linderung seines

ihm so theuer gewordenen Kummers befürchten konnte.

Nach einiger Zeit verließ auch Laigneville die Gesellschaft, um in die Arme seines Freundes zu eilen. Wie überrascht war er aber, als er ihn auch zu Hause nicht fand. Schon wollte er wieder fort, als ihm ein Zettel auf dem Tische in die Augen fiel. Laigneville las es zitternd vor banger Ahnung.

„Edler, großmüthiger Freund, ich habe deine neue Aufopferung erfahren! Der wenigen Tage wegen, die ich noch in diesem Körper ausdauern werde, sollst du nicht für dein ganzes künftiges Leben unglücklich seyn. Die Welt hat noch Ansprüche auf dich, und du noch größere und gerechtere auf Glück; bald würde freilich der Tod mich als das Hinderniß, hinwegnehmen, aber dann dürften deine Aussichten nicht mehr so vortheilhaft, sondern, aller Wahrscheinlichkeit nach, schlimmer seyn. Ich habe daher dem Dük geschrieben, daß dich nichts mehr hindert, den Dienst anzunehmen. Lebe wohl! Lebe wohl — wohl. Zwischen uns kein Wort von Trennung, von Dank; hier — sehen wir uns nicht wieder!“ —

Laigneville erblaßte, als er es las. „Nein, rief er aus, du sollst mir nicht das süße Bewußtseyn rauben, mit dir bis ans Ende ausgeharrt zu haben. So weit sind wir zusammen gewandelt, und jezt, fast am Ende der Bahn, sollten wir uns trennen? Fühltest du nicht Granvilar, daß du mir dadurch alle meine früheren Opfer — die Freundschaft verzeihe mir das Wort, — als fruchtlos bereuen machst?"

Nun pakte er schnell den kleinen Rest ihres Eigenthums zusammen — ach, leicht konnte er ihn tragen, und eilte fort, ihn aufzusuchen, fest entschlossen, diesen Ort nie mehr zu betreten.

Es war finstre Nacht, als Laigneville das Haus verließ. Er eilte zu allen Thoren der Stadt, um sich zu erkundigen, ob man nicht vor einer Stunde einen Mann hinausgehen sah, wie er ihn ihnen beschrieb. Seine Mühe war vergebens, und seine Angst ward immer größer, Granvilar möchte sich, des Lebens satt, es nehmen, eh er ihn finden würde. Endlich ging er aufs Gerathewohl durch ein Thor hinaus ins Freie. Da stand er nun, einsam und kummervoll; Nacht rings um ihn, Nacht über seinem Schicksale, und über seines Freundes Aufenthalt. Nur in seinem Geiste

wars helle, denn hoch empor vom Herzen schlug die schöne Flamme der Freundschaft hinauf, und brachte Licht in sein Bewußtseyn, und seine Entschlüsse.

Nothwendigkeit und Ueberlegung zwang ihn, in einem Dorfe zu übernachten, um bei Tage mit mehr Anstrengung seine Nachsuchungen fortsetzen zu können. Aber sie blieben noch lange ohne Erfolg.

In einem Städtchen an der hessischen Grenze trat Laigneville in ein Gasthaus, wo eben Musik gemacht wurde. Fröhlich tanzten die Leute durch einander, und drei Geigen nebst einem Basse machten fürchterlichen Lärm. Plötzlich blieben die Tänzer stehen, und auch Laigneville nebst den übrigen Gästen ward aufmerksam. Einer der Musikanten phantasirte mitten unter der Menuette so schön, so bezaubernd, daß selbst seine Kunstgenossen die Instrumente weglegten und ihm zuhorchten. Alles sah auf den seltnen Menschen, der sich durch eine edle düstre Physiognomie auszeichnete, und die Welt rings um sich zu vergessen schien. Jezt brach er schnell ab, und that ein Paar Striche, als wollte er stimmen.

Laigneville hatte sich indessen dem kleinen Orchester genähert, sah — sah — schritt langsam, gleichsam befürchtend, die schöne Täuschung zu verlieren, immer näher, stürzte endlich das ganze Orchester durcheinander, und — Granvilarn in die Arme.

Man lärmte, tobte, schrie; die Unterhaltung war gestöhrt. Granvilar und Laigneville lagen sich noch immer in den Armen; vergebens suchte man sich von der Ursache dieses sonderbaren Vorfalls zu unterrichten. Laigneville berührte sie endlich mit wenigen Worten, und bat um die Erlaubniß, sich mit seinem Freunde entfernen zu dürfen. Eine ausgezeichnete Tugend erwirbt sich überall Achtung; mit Bewunderung sah man dem edeln Paare nach, als es den Saal verließ.

Wer könnte Laignevilles Entzücken schildern, als er das Einzige wieder gefunden hatte, was seinem Leben Werth ertheilte? Wer Granvilars Seligkeit in dem Gefühle dieser neuen beispiellosen Treue? Stunden vergingen, eh sie im Stande waren, ordentlich zu erzählen.

Granvilar war, nach seiner schnellen Entfernung aus C.., mehrere Tage zwecklos herumge-

irrt. Von was er leben würde, wenn seine kleine Baarschaft aufgezehrt wäre, wußte er nicht; denn nirgends liebte man die Menschen seiner Gattung, und er selbst war unfähig zu jeder ernstlichen, anstrengenden Arbeit, so sehr hatten ihn Kummer und körperliche Leiden geschwächt.

In dem Gasthause eines kleinen Dorfes, wo er übernachten mußte, war eine ganze Gesellschaft versammelt, eine Bauernhochzeit zu feiern. Alles war voll Jubel und Fröhlichkeit; man erwartete nur noch die Ankunft der Spielleute, den Tanz zu beginnen. Aber ein trauriger Zufall drohte dem heißersehnten Vergnügen dieser gutmüthigen Leute Vernichtung; einer der beiden Spielleute, der Fidler, war gäh krank geworden und bei dem Basse allein konnte man doch nicht tanzen. Schon wollte man einen Wagen in das nächste Ort schicken, um den Kantor von da zu holen; aber zwei Stunden hätte man indessen in banger Erwartung zubringen müssen. Da ergriff Granvilar die Geige, die schon bereit lag, und brachte, als ein zweiter Amphion, die versteinerten Menschen in rasche Bewegung und Thätigkeit.

Die Freude und Dankbarkeit dieser Leute, besonders, als er nichts annehmen wollte, lehrte

Granvilars Herzen seit langer Zeit wieder zum erstenmal Freude verkosten, und machte ihm den Gedanken erträglich, auf diese Art sein Brod zu verdienen, wozu er sich sonst wohl nimmermehr entschlossen hätte. Nicht ungern nahm er daher den Antrag des andern Musikanten an, in seiner Gesellschaft die herumliegenden Orte zu besuchen. So trafen sich endlich die beiden Freunde.

Laigneville fragte ihn, ob er nicht geneigt wäre, diese Lebensart fortzusetzen, so lang es ihnen gut dünkte, da sie schwerlich auf eine andere Art so unabhängig, und so enge und immer vereinigt, ihren Unterhalt würden finden können. Granvilar war es zufrieden und beide schlossen sich nun an einen Trupp dieser wandernden Orpheusse an.

Den ganzen Fasching durch zogen sie von einem Orte in den andern. In C. wurden sie zu einem Hausballe bestellt. Ihre Physiognomie, ihr Betragen und ihre Geschicklichkeit erregte die allgemeine Aufmerksamkeit. In den Pausen, die die Musik machte, holte man sie vom Orchester, und nöthigte sie, an der Gesellschaft Theil zu nehmen, die größtentheils aus teutschen Edelleuten, und einigen Ausgewanderten, deren sich auch in diesem

Städtchen viele aufhielten, bestand. Der Herr des Hauses war ein gastfreier, menschenfreundlicher Mann, dem jeder Unglückliche ein beobachtenswerther Gegenstand war; er unterhielt sich daher sehr angelegentlich mit den beiden Freunden. Granvilar schwieg, wie gewöhnlich, stille; Laigneville mußte das Wort führen, und erzählte einige Punkte aus ihrer Geschichte Als einer der anwesenden Ausgewanderten hörte, daß sie von gutem Adel wären, so rief er aus: „Unmöglich! Wie hätten sie sich so wegwerfen, und eine so niedrige Beschäftigung erwählen können!“ —

Rasch wandte sich Laigneville gegen den Sprecher um, und Granvilars Wange glühte. „Auf eine erlaubte Art sein Brod sich erwerben,“ antwortete Laigneville ernst, „steht einem Manne von Ehre besser an, als auf andrer Leute Unkosten leben.“ Der Ausgewanderte fühlte den Stich, spielte aber den Ungetroffenen. „Ein Edelmann muß sich nichts vergeben,“ sagte er brüsk, „sonst ist er nicht werth, daß seines Gleichen mehr mit ihm umgehen.“ — „Ich will Ihnen zeigen, mein Herr,“ sagte Laigneville gelassen, „daß ich meinem Charakter nichts vergebe. Ists Ihnen gefällig ein Paar Gänge mit mir zu machen, so werden Sie sehen, daß ich mich des Degens so wenig zu schämen brauche, als der Geige.“

„Meine Herren!“ fiel der Herr vom Hause ein, „ich verbitte mir jede Stöhrung des gesellschaftlichen Vergnügens.“ Drauf wandte er sich zum Ausgewanderten: „Und Sie versichre ich, daß ich keinen meiner Gäste ungestraft beleidigen lasse; diesen Herrn aber (er zeigte auf Laigneville) darunter zu zählen, rechne ich mir zum besonderen Vergnügen.“

Auf diese ernsthafte Erklärung folgte eine kleine Pause, in der der Ausgewanderte verlegen sich verbeugte, und Laigneville die Unbehaglichkeit empfand, die ein edles Herz gewöhnlich bei der Demüthigung seines Gegners fühlt.

Nach und nach erhob sich der Ton der Gesellschaft wieder zur vorigen Munterkeit. Die beiden Freunde wollte man ihres Amtes überheben, allein sie baten sich als einen Beweis des Wohlwollens aus, fortfahren zu dürfen, da ihre Stimmung sie untauglich zur gesellschaftlichen Unterhaltung machte.

Als man gegen Morgen sich zu einem Frühstücke zusammensetzte, wurden die beiden Freunde auch dazu gebeten. Der Ausgewanderte hatte sich entfernet; desto lebhafteren Antheil nahm man

nun an ihren Schicksalen. Vor allem interessirte sich ein holdes blauäugigtes Mädchen um Laigneville. Ihr Vater war ebenfalls mit einer zahlreichen Familie ausgewandert, und lebte nun auf dem Lande; sie aber hatte, als die älteste Tochter, eine alte Tante vom Vater ausgebeten, um ihr in der Stadt Erziehung und Bekanntschaft zu verschaffen.

Von der Natur mit einem schlanken zarten Körper, mit Grazie in jeder Bewegung, und mit einem gefühlvollen Herzen versehen, hatte Caroline Dûbois durch das erlittene Unglück ein anziehend schwermüthiges Aussehen, und ein reges Gefühl für jeden Leidenden, besonders wenn ihn ähnliches Schicksal traf, erhalten.

Laigneville fand sich geschmeichelt durch die Theilnahme des schönen Mädchens; die zarte Art, mit der sie seine Großmuth prieß, ohne ihn ins Angesicht zu loben; die Rührung, die bei seinen Unglücksfällen aus dem nassen Auge schimmerte, und die Herzlichkeit, mit der sie sein Schicksal zu lindern wünschte, hatte um so mehr einen nicht ganz oberflächlichen Eindruck auf sein Herz gemacht, als seine gegenwärtige Lage zu dieser Theil-

nahme keine andern als die reinsten Triebfedern in ihr aufregen konnte.

Als die Gesellschaft sich trennte, bestellte man sich zu neuen Unterhaltungen. Laigneville und Granvilar wurden von Carolinen gebeten, auf einem Balle bei ihrer Tante zu erscheinen.

Der Tag erschien, und Caroline beschäftigte sich ausschließend mit Laigneville. Er befand sich in einer ungewissen Stimmung. Ein Blick auf sein drückendes Schicksal, und der Ruf der Freundschaft machte all die schönen Bilder verschwinden, die die trügerische Phantasie seinem Herzen zeigte, wenn ein Blick von Carolinen auf ihn fiel; und doch konnt' er sich nicht entbrechen von ihrem Zauberbecher zu schlürfen, wenn des Mädchens warme Theilnahme mit ihrem warmen Oden bis in sein Innerstes drang.

Granvilar war indessen in ein tiefes Gespräch mit dem Obersten Raimond von Romecourt gerathen. Die Geschichte seiner Flucht aus Frankreich, und seines bisherigen Umherirrens machte den Inhalt desselben aus. Der Oberste und Granvilar standen sonst in keinem guten Verhältnisse, aber jezt schwatzte Granvilar gerne mit ihm, denn

— er hatte ja auch in Adelens Sphäre gelebt. Seine Erzählung aber trug, wie gewöhnlich, den Stempel des Romantischen und Eiteln.

„Unter andern" erzählte der Oberste, „war ich vor einigen Wochen auf ein paar Tage zu R. Wir sitzen eben im Gasthause zum Maltheserkreutze zu Tische, und ein gewisser Vicomte von Hautbois mitten unter uns; da tritt mit allem soldatischen Ungestümme der Hauptmann Düfort, den ich noch vom Regiment aus kenne, ins Zimmer. Ich rufe ihm, Willkommen! Willkommen! entgegen, aber er achtet nicht auf mich, und geht gerade auf den Vicomte los. „Haben Sie unsere Wette vergessen Vicomte? — So sollen Sie mir nicht entkommen; entweder Sie bezahlen, was Sie verloren, oder Sie schlagen sich!" Düfort ist sonst nicht herzhaft; aber seine Art ist es, die Leute zu brüskiren. — Ganz gelassen sagte der Vicomte: „Mein Herr, ich habe in der Welt manches vergessen, nur meinen Degen zu führen nicht; und manches verloren, nur den Muth dazu nicht. Daher fordre ich jezt Sie; bevor wir noch von unsrer Wette sprechen, müssen Sie mir Genugthuung über Ihre ehrenrührige Anrede geben."

„Durch diese unvermuthete Gegenrede wurde mein lieber Hauptmann nicht wenig frappirt. So wie ich ihn kenne, hat er nicht Lust, in ein Duell sich einzulassen, wenn es ein Bischen gefährlich scheint, und jezt ward er in zwei, und auf eine so trozige Art verwickelt. Schnell faßte er sich aber, und suchte dem Vorfall eine komische Wendung zu geben."

„Sie sind doch überall der moderne Bayard, der nicht ein schiefes Wort auf sich ruhen läßt, und, wenn man von der Nadel spricht, gleich an den Degen denkt. Nein, so ernst wars wahrhaftig nicht gemeint; habe ich denn nicht in einem scherzhaften Tone gesprochen?" — „Ich wills hingehen lassen," antwortete Hautbois, „und Ihre Wendung als eine Ehrenerklärung ansehen. Aber das werden Sie selbst einsehen, daß Sie sich und Ihre Forderung durch eine solche Einleitung in ein ungünstiges Licht gestellt haben."

„Der arme Düfort war nicht wenig durch dieses kalte imponirende Betragen in Verlegenheit gerathen, besonders da er Anfangs selbst die Angriffsmethode gewählt hatte. „Sie wissen" — stotterte er verlegen, — „Sie werden sich erinnern" — — „An die Wette?" fiel lachend

Hautbois ein. „Nun wahrhaftig!“ fuhr er fort; „ich hätte Sie nicht für so gewissenhaft gehalten, mir sogar nachzureisen, um sie zu bezahlen.“ „Der Scherz geht zu weit;“ antwortete Dufort; „erinnern Sie sich doch, Vicomte, an den Inhalt unsrer Wette. Sie behaupteten, St. Aubin werde in C. bleiben; ich: er werde reisen. Mir scheint doch, er habe eine ziemlich weite Reise gemacht, und ich — meine Wette gewonnen!“ —

„Um Vergebung, Dufort!“ entgegnete der Vicomte; „ich, ich habe sie gewonnen. Machen wir einmal einen Ritt zusammen nach C.; und ich wette noch funfzig Louisd'or dazu, wir finden den guten St. Aubin bei Coblenz im Garten zum goldnen Anker, an der Straße nach Frankfurt.“ — „I zum Henker, den todten Körper“ — sagte Dufort hitzig. „Ja, eben den, unter dem großen Steine, bei seinem Reitpferde.“ „Aber die Seele, die Seele,“ schrie Dufort, „und das ist doch die Hauptsache!“ — „Sie wissen“ erwiederte Hautbois ganz gelassen, „daß ich nicht glaube, daß der Mensch eine habe.“ „Mort de ma vie!“ rief Dufort „solche Ausflüchte.“ —

„Herr!“ sagte Hautbois, und schlug an seinen Degen. Düfort verstand die Pantomime; er schwieg, aber die ganze Gesellschaft lachte laut auf.“

Die Verzweiflung gab Düfort Heldenmuth. „Gut,“ antwortete er „so erkläre ich meinen ersten Scherz für Ernst. Der Degen soll die Gerechtigkeit unsrer Ansprüche entscheiden.“ „Ich dächte, nahm ich das Wort, der Fall ist zu selten, und wir alle sind zu froh gestimmt, als daß der Ausgang dieser Geschichte blutig seyn darf. Wie wäre es, wenn Sie aus dieser Gesellschaft sechs Männer zu Schiedsrichtern Ihres Streites auswählen wollten, die das Zutrauen beider Partheien besitzen? Ich halte beide Herren hier für zu uneigennützig und ehrliebend, als daß sie sich nicht dem Urtheile der Richter, die sie einmal anerkannten, unterwerfen würden, und bitte die ganze Gesellschaft, meinen Vorschlag zu unterstützen.“

„Von allen Seiten tönte mir Beifall zu, und der Vicomte und der Hauptmann mußten, gern oder ungern zur Wahl sich bequemen. Sie fiel auf mich und fünf andere von der Gesellschaft. Wir formirten uns um einen kleinern Tisch, und baten die übrigen Gäste als Zeugen und Zuhörer

über die Gerechtigkeit unsers Ausspruches zu wachen, die prozeßführenden Theile aber ersuchten wir bis zur Fällung des Urtheils in ein Nebenzimmer abzutreten. Hautbois nahm den Hauptmann mit einem Scherze bei der Hand, und entfernte sich mit ihm."

„Nun gings an ein Berathschlagen, und die sonderbarsten Vorschläge kamen aufs Tapet. Ich sagte endlich auch meine Meinung, und mit einigen Abänderungen ward nach ihr folgendes Urtheil gefällt: „In Betracht, daß man, bei jedem „Vertrage sich so genau als möglich an den Sinn „der Worte halten müsse; in Betracht, daß, „bei einem Streite über das Daseyn einer Sache, „die aus einem sichtbaren, und einem unsichtbaren Bestandtheile zusammengesetzt ist, man dieses Daseyn nur nach dem Vorhandenseyn des „sichtbaren Theiles bejahen könne; in Betracht aber zugleich, daß unerwiesene Meinungen Niemanden zum Vortheile gereichen dürfen, „beschließen und entscheiden wir, in der Streitsache des Vicomte Hautbois und des Hauptmann Düfort: ob Chevalier St. Aubin, durch „seinen freiwilligen zu C. erfolgten Tod, sich „mittels des zurückgebliebenen Körpers noch daselbst befinde, oder mittels der entflohenen See-

„le sich von da entfernet habe, — kraft der erhaltenen Vollmacht: daß der Chevalier St. „Aubin, sowohl dem Sinne des Wortes Bleiben nach, als auch zufolge des zweiten vorangesetzten Grundsatzes, sich zwar wirklich „noch zu C. befinde, wie denn diese Uhr hier, „wenn sie gleich zerschmettert würde, auch ohne „Bewegung immer noch hier bleiben kann, und „bleibt; daß folglich der Vicomte die Wette „gewonnen hat; — daß aber demungeachtet der „Hauptmann nicht verbunden sey, die bedungene „Summe auszubezahlen, bis nicht der Gegentheil bewiesen haben wird, daß alle wesentlichen Bestandtheile im todten Körper des „Chevalier zu C. eben so vorhanden seyen, wie „hier in der todten zerschmetterten Uhr, so zwar, „daß erstrer wie leztre ins Leben zurückkehren „kann, sobald ein geschickter Künstler es will.“ —

„Dieses Urtheil ward nun den beiden Partheien vorgelesen. Komisch war die Freude des Vicomtes und die Wuth des Hauptmanns, als anfangs das Urtheil für ersteren günstig auszufallen schien; aber noch größer der Triumph des Hauptmanns über das Ende des Urtheils, und selbst der Vicomte sah sich gedrungen, die Weis-

heit und Gerechtigkeit unsers Ausspruches zu bewundern.“

Während der Oberste nun Granvilarn und einen ganzen Zirkel von Zuhörern zu unterhalten sich bemühte, hatte Laigneville im trauten Gespräche mit Carolinen halb und halb die ganze Welt vergessen. „O warum,“ rief er, „verbietet mir mein Schicksal, Sie um mehr als bloß freundschaftliche Theilnahme zu bitten!“ Caroline drückte ihm die Hand und — seufzte.

Der Oberste von Romecourt hatte sich indessen genähert, und einen Theil von Laignevilles affectvollem Ausrufe gehört. „Hat meine schöne Caroline ein neues Wunder gewirkt?“ fragte er. „Ich gab mir eine Stunde lang alle Mühe, den Grafen aufzuheitern, und war kaum so glücklich, ihm zehn Worte zu entlocken, während Sie seinem eben so düsteren Freunde seine jugendliche Heiterkeit wieder gegeben haben. Aber freilich ist dieß ein Geheimniß, das die Natur nur solcher Schönheit und solcher Grazie zum Angebinde ertheilt.“

Caroline lehnte das Compliment lächelnd aber ebenfalls mit einer Schmeichelei ab. „Ich

wäre sehr glücklich" sagte sie „wenn ich auf die Männer so viel Eindruck, wie Sie auf die Mädchen, machen könnte."

Laigneville, der bisher Carolinens Hand noch immer festgehalten hatte, ließ sie plötzlich fahren, stand mit Unmuth im Blicke, aber ganz gelassen auf, und entfernte sich mit einer leichten Verbeugung. „Hätt' ich mich doch bald von einem Traume dahinreißen lassen!" sagte er leise zu sich selbst, und fuhr mit der Hand ein paarmal über die Stirne.

Caroline bemerkte, was in seiner Seele vorging. Nichts schmerzt ein feinfühlendes Mädchenherz tiefer, als von einem edeln Manne verkannt zu werden. Ihre Absicht war es eigentlich nicht, dem Obersten eine Schmeichelei zu sagen; im Gegentheile wollte sie dem Marquis einen stillen Wunsch ihres Herzens durch ihre Worte zu erkennen geben, aber ihn zugleich so einkleiden, daß der Oberste über die Form ihrer Rede den Inhalt vergäße. Wie sie aber sah, daß Laigneville sie so gleichgültig verließ, entfernte auch sie sich vom Obersten, und ging, so daß es Laigneville bemerken mußte, zu einer ihrer Freundinnen; denn obschon ihr die Huldigung des schönen Obersten nicht gleichgültig war, so hätte sie doch in diesem Falle

ihn lieber auf immer aufgeopfert, als bei dem ernsten heroischen Manne in einem zweideutigen Lichte erscheinen wollen.

Erstaunt stand der schöne Oberste von fünf und zwanzig Jahren, der Held — im Tete a Tete, der Ueberwinder — aller Damen; so lang er dachte, das ist, seit den funfzehn Jahren, als er mit Frauenzimmern umging, war noch nie eines, mit dem er sich zu sprechen würdigte, vom Sitze aufgestanden, um ihn — allein stehen zu lassen. Er biß sich ganz unmerkbar die Lippen zusammen, schwor sich selbst, sie bis zur Raserei in sich verliebt zu machen, um dann sich zu rächen, und flatterte, als käm er von einer neuen Eroberung, zur übrigen Gesellschaft.

Laigneville beobachtete nicht, was vorging. „So sind die Mädchen alle!" dachte er sich; „Die Huldigung eines bewunderten schönen Geckens ziehen sie der ernsten Achtung eines Mannes von Ehre vor." Er setzte sich zu seinem Freunde, drückte mit einem innern Vorwurf, daß er auch nur auf Augenblicke wünschen konnte, nicht in sein Schicksal verflochten zu seyn, seine Hand fest an sein Herz, und fragte ihn um seine Zufriedenheit mit der Unterhaltung.

Nichts that Carolinen weher, als daß Laigne-ville ihren Schritt, den jedes andre Mädchen für eine nicht geringe Aufopferung angerechnet hätte, sie aber sehr leicht beging, nicht sah. Hundertmal beschloß sie, sich als krank auf ihr Zimmer zu begeben, um ihren Schmerz auszuweinen, und hundertmal verwarf sie wieder diesen Vorsatz. Ihre plötzliche Düsterheit war auffallend, noch auffallender aber die Kälte und gelassene, nicht affektirte Geringschätzung, mit der sie den Obersten behandelte, der ihre Eifersucht rege machen wollte, und über die ihm unbegreifliche Mißlingung seines Planes sich nicht wenig ärgerte. Auch Laigneville mußte endlich auf beide aufmerksam werden, denn die ganze Gesellschaft war es schon. Anfangs hielt er Carolinens Betragen für Rache am Obersten, weil der im Gespräche andere Mädchen auf eine ausgezeichnetere Art behandelte, und mit ihr bloß aus einem sehr leichten, geringschätzigen Tone zu reden sich gleichsam würdigte. Bald aber änderte er seine Meinung, als er die Unbefangenheit Carolinens gegen Romecourt, und bloß dann bei ihr Schüchternheit bemerkte, wenn sie an ihn selbst die Rede richten sollte. Er kannte auf diesen Punkt zu sehr das weibliche Herz, um in diesem Benehmen nicht eine zarte mit holder Schaam gepaarte Ehrfurcht zu erblicken.

„Hätte ich ihr doch Unrecht gethan?" fragte er sich selbst, und in diesem Augenblicke fiel ihm erst ihre vorige schnelle Entfernung vom Obersten ein.

Nur edle Seelen, vom Schicksal, und von Menschen oft selbst unnennbar gekränkt, verzeihen sich es nicht, einem guten Herzen ungerecht wehe zu thun; und obschon sie selbst gegen die Schmerzen des Verkanntseyns ziemlich unempfindlich sind, so stellen sie sich doch die Gefühle andrer dabei oft quälender vor, als sie in der Wirklichkeit sind.

Laigneville beschloß jezt, Carolinen mit Achtung zu begegnen. „Hab ich ihr Unrecht gethan," dachte er sich, „so ist es meine Pflicht; wo nicht, so wird diese Art von Rache einem Herzen, wie das ihrige, weher thun, als jede andre."

Caroline hörte kaum das erste achtungsvolle an sie gerichtete Wort von Laigneville, so erröthete sie, und eine zarte Freude stralte aus dem blauen Auge. Sie antwortete mit einer Schüchternheit, die aus dem Besorgnisse entstand, daß man ihre Freude über Laignevilles Veränderung merken möchte. Der Marquis las in ihrem Herzen, und

der Bund dieser schönen Seelen war aufs Neue geschlossen.

Die Gesellschaft begann sich endlich zu trennen.

Laigneville nahm von Carolinen rührenden Abschied; er sagte ihr, daß der Tag, der ihre Herzen sich kennen lehrte, vielleicht auch ihr Trennungstag auf ewig sey. Caroline erschrak, und fragte um die Ursache. „Können wir" sagte er „in die Räder des Schicksals greifen, das allgewaltig uns mit sich fortreißt? Und der Unglückliche, der einmal so schrecklich aus seiner Ruhe aufgerissen wird, kann sich weniger als jeder andre gegen den Schwall der Ereignisse stemmen." Caroline reichte ihm mit Thränen in den Augen die Hand. Laigneville küßte sie mit Heftigkeit. Am Finger trug er einen Ring, den ihm St. Aubin hinterlassen hatte. Den zog er ab, und gab ihn Carolinen. „Mir ist er über alles theuer," sagte er, „möge er Sie ewig erinnern, daß Laigneville außer seinem Freunde auf dieser Erde nichts besitzt, was er nicht für Sie aufopfern könnte!"

Caroline nahm ihn mit Entzücken. Sie hatte schon früher die Bemerkung gemacht, daß

der Marquis einst Ohrringe getragen haben müsse. Sogleich nahm sie die ihrigen ab, und überreichte sie ihm. Es waren einfache goldene Reife. Sie konnte vor Rührung kaum sprechen. „Sie schlagen gewiß das nicht aus, was mit — Liebe — gegeben wird;“ stotterte sie.

Laigneville, sich, und die Gesellschaft, die in einiger Entfernung stand, vergessend, schlang seinen Arm um ihren Nacken, und drückte einen stürmenden Kuß auf ihre glühenden Lippen. Dann riß er sich los, und eilte mit Granvilar nach Hause.

„Wir müssen fort von hier!“ sagte er am andern Morgen zu Granvilar. „Ich bin mit allem zufrieden, das weißt du!“ antwortete dieser. „Hier können wir länger nicht leben;“ fuhr Laigneville fort „wir selbst haben nichts, und von Bekannten können wir Bezahlung für Musik so wenig annehmen, als irgend ein Allmosen; denn sie dringen uns entweder zu viel auf, oder halten die Forderung des verdienten Lohnes für niedrige Bettelei.“ Granvilar pakte indeß stillschweigend seine Sachen zusammen. Das war seine Art so.

Laigneville konnte seinen Freund auch in Kleinigkeiten nicht täuschen. „Einen dritten Haupt-

grund, mein Bernard!" sagte er, „habe ich dir verschwiegen. Ich habe Carolinen Dûbois kennen gelernt, und mir ihre Theilnahme erworben. Diese reine unverdorbene Tochter der bildenden Natur besitzt zu viele Vorzüge, um aufhören zu können, sie zu lieben, wenn man, dieß zu thun, einmal angefangen hat. Ich glaubte vergebens, daß mich das Unglück unempfindlich gemacht habe; es hat mein Herz nur desto empfänglicher für die Theilnahme einer schönen Seele gebildet; kaum besitze ich noch so viele Kraft, freiwillig mich von hier zu entfernen."

„O Laigneville, Laigneville! was opferst du mir alles!" seufzte Granvilar, und preßte den Freund fest an seinen Busen. „Ich will dir zu gleichen streben!" —

„Glaube nicht, Bernard, daß mir eine zweite Entfernung oder ein freiwilliger Tod, dessen Entschluß ich in deiner Seele aufkeimen sehe, je die Erfüllung meiner Wünsche gewähren kann. Mein Tod und der deine sind von mir und vom Schicksale für eine Stunde bestimmt! Daß es dabei bleiben wird, darauf kennst du mich!"

Granvilar umarmte Laignevillen aufs neue. „Nein,“ rief er aus, „ich trenne mich nie von dir! Ich seh' ein, daß ich es, ohne undankbar zu seyn, nicht einmal könnte. Du hast alles, alles aufgeopfert, um mein Loos mit mir theilen zu können; beraube ich dich dieses Antheiles, so nehm ich dir ja den Treffer weg, um den zu gewinnen, du alles aufs Spiel gesetzt hast!“ —

Die beiden Freunde entfernten sich noch denselben Tag aus der Stadt, und suchten sich wieder mit Musik ihren Unterhalt zu erwerben. Aber nur wenig Wochen durften sie selbst das mehr; die Zeitumstände nöthigten den Regierungen der dortigen Länder den Befehl ab, daß sich alle Ausgewanderte entfernen sollten. „Gehen wir in den Tod,“ sagte Granvilar, „für diese Erde sind wir proskribirt!“ —

Einige Zeit zogen sie ohne festen Entschluß in dumpfer Betäubung umher; dann wandten sie sich ins Schwaben.

In einem Wald, durch den die Straße führte, nöthigte Müdigkeit sie, in einer Köhlerhütte auszuruhen. Sie baten um frisches Wasser. Der Köhler nöthigte sie hinein. Wie erstaunten sie,

als sie aus der Aussprache in ihm einen Landsmann entdeckten, der ebenfalls aus seinen Gütern vertrieben, sein Vaterland zu verlassen sich genöthigt sah. Aber er that einen richtigern Blick in die Zukunft, als die meisten seiner Gefährten; er zweifelte an einer baldigen Herstellung des alten Zustandes, und kaufte daher gleich anfangs diese Kohlenbrennerei, um sich und seine Familie unabhängig und anständig nähren zu können.

Das Kohlenbrennen war einst ein Hauptzweig seiner Einkünfte, und seine Lieblingsbeschäftigung gewesen, in der er viele Entdeckungen und Verbesserungen gemacht hatte. Daher that er es auch hier den meisten seiner Nachbarn weit zuvor und verschaffte sich und den Seinigen außer dem Nothwendigen auch alle verhältnißmäßigen Bequemlichkeiten des Lebens.

Während sie noch so sprachen, brachte ein Mädchen von funfzehn Jahren Wein und Brot. Laigneville warf zufällig seine Blicke auf sie, und glaubte, Carolinen zu erblicken. Die Empfindung, mit der diese Aehnlichkeit sein ganzes Wesen erschütterte, entging den Augen des Wirthes nicht. Er fragte um die Ursache, Laigneville er-

zählte sie ihm, und prieß ihn glücklich, solcher Kinder Vater zu seyn.

Mit edler Selbstgefälligkeit nahm der Köhler seine Mütze vom ehrwürdigen Haupte. „Ja" sagte er mit einem dankbaren Blicke zum Himmel; „Caroline Dübois ist meine Tochter, und zugleich mein Stolz. Zwar freuen mich alle meine acht Kinder in gleichem Grade; sie sind alle glückliche Zöglinge der Natur, und besitzen alle das engelgute Herz ihrer Mutter; aber, wie das menschliche Gemüthe schon ist! — es schätzt das am höchsten, was am meisten Mühe gekostet hat, was am meisten bewundert wird, und glänzt. Ich zwar traue dem Stadtleben, und den Verderbnissen der Gesellschaften nicht; auch würde ich um ein gutes Theil unruhiger seyn, als ich bin, wenn ich meine Caroline nicht kennte, aber dennoch hab ich fest beschlossen, keines meiner Kinder mehr den Stürmen der Welt ohne leitende Vater oder Mutterhand auszusetzen. Sie sollen in dem Stande bleiben, der uns jezt Sicherheit und Unterhalt gewährt; es ist der ehrwürdigste, älteste und nützlichste von allen, und der nie von den Ereignissen der Zeit etwas zu befürchten hat. Auch habe ich bereits zwei meiner Kinder so versorgt; meinem ältesten Sohne habe ich einen Bauernhof gekauft,

und ihn mit der armen aber braven und schönen Tochter des vorigen verschuldeten Besitzers verheurathet, und meine zweitgeborne Tochter wird in ein Paar Wochen einen Bindermeister aus dem nahen Flecken ehlichen. Es ist ein junger fleißiger Mann, der Deutschland, Frankreich und England durchwandert ist, und die Bildung, die er sich dadurch erwarb, nicht mit dem Verluste seiner Gesundheit, oder seiner stillen häuslichen Gesinnungen eingekauft hat. Fünf Kinder habe ich noch zu Hause; die älteste Tochter davon habt Ihr bereits gesehen, und die Uibrigen will ich euch Abends vorstellen, wenn sie von der Arbeit zurückkehren."

Granvilar und Laigneville fanden die Lage dieses Mannes beneidenswerth. Sie fragten ihn, ob er sie als Gehülfen seiner Arbeit annehmen und dafür ernähren wolle. Dübois sagte ihnen, daß sie ohne zu arbeiten ihm die willkommensten Gäste wären. Allein die beiden Freunde bestanden so fest auf ihre Bitte, daß er ihnen endlich tägliche Arbeit anzuweisen versprach.

„Hätte ich nicht geglaubt, so bald den Ort zu finden, der, aller Wahrscheinlichkeit nach, unsern Wanderungen das Ziel setzt!" sprach Laigneville

zu seinem Freunde, als sie Abends allein waren. „Möglich" antwortete Granvilar, „aber ich glaube nicht, daß sich das Schicksal mit uns so bald ausgesöhnt hat. Das Opfer, das es sich erkießt, muß fallen, und wir haben bloß an seinem Altare geblutet, sind noch nicht gesunken!"

Laigneville warf einen Blick in sein Innres. Er ward über sich selbst unwillig, daß eine neu aufgekeimte Liebe bald der Liebe zu seinem Freunde das Gleichgewicht halten dürfte. Er glaubte, seine Pflichten zu verletzen, wenn er in seinem Herzen noch andern Gefühlen Raum gestattete.

„Und doch, wer kann dem Schicksale entfliehen?" dachte er sich. „Aus Carolinens Aufenthalt floh ich, und es führt mich in die Arme ihres Vaters. Will es mich belohnen, oder mein Herz auf neue Proben stellen?"

Bald überließ er sich wieder schöneren Träumen. Er sah sich in einer Bauernhütte an Carolinens Seite, und in Granvilars Armen, der bei ihm ruhig seiner Auflösung entgegenharrte. Bald erblickte er wieder Caroline als das Weib eines andern, bald deuchte es ihn, er habe über seiner

Liebe seinen Freund verloren. So wälzte er sich die schlaflose Nacht durch in bangen Ahnungen umher.

Mit dem milden Lichte des Tages wurden seiner Phantasien Gaukelbilder gefälliger, heiterer. Er begegnete dem alten Dúbois mit der Liebe eines Sohnes, und konnte das Entzücken kaum verbergen, mit dem er die Nachricht hörte, daß Caroline zur Hochzeit ihrer Schwester hieher kommen würde. Gegen seinen Freund verdoppelte er seine Aufmerksamkeit, und hielt sich seit langer Zeit wieder zum ersten Male für glücklich.

Seine liebste Unterredung war nach vollendetem Tagwerke mit dem alten Dúbois, der nicht weniger gern als Laigneville, von seiner Caroline sprach. Der Marquis konnte nicht umhin, eine Meinung zu äußern, die ihm schon lange am Herzen lag. Er fragte den Vater, wie er sich habe entschließen können, sein Liebstes auf dieser Erde fremden Händen anzuvertrauen.

„Ach!" antwortete Dúbois „ein Vater, der sein Kind liebt, kann noch weit mehr von sich erhalten, wenn man ihn glauben macht, es sey zum Besten seines Kindes. Die größte Liebe legt sich selbst Fesseln an, wenn es nöthig scheint.

Mein Weib und die alte Tante drangen in mich, eine solche Seltenheit, wie ihre Vorliebe Carolinen nannte, nicht in einer Köhlerhütte zu vergraben. Die Tante schwur bei ihrem Leben, ihr in der Stadt die vortheilhaftesten Verbindungen zu verschaffen; Verbindungen, die ihr Herz eben so befriedigen, als ihre Glücksumstände erhöhen würden. Die Sucht zu glänzen verläßt Weiber nie, am wenigsten Mütter. Man quälte mich so lange, bis ich meine Einwilligung gab. Ich that es mit schwerem Herzen. Caroline, so hart sie sich von ihrer Familie trennte, schien zufrieden mit der Veränderung; Mädchen von ihrem Geiste steht der Sinn ja immer nach Höherem. Es ward ihr zu eng in unsrer Hütte; ohne ihrem Hange zum häuslichen Leben Eintrag zu thun, sehnte sie sich, die Welt zu sehen, von der so rein und zugleich so romantisch gestimmte Herzen, wie das ihre, immer die größten Erwartungen hegen. Aber es wird ihr gehen, wie jedem andern, das nicht Schein für Wirklichkeit nimmt; sie wird ihre Hoffnungen getäuscht sehen, und gern in die stille ärmliche Hütte, zu dem glanzlosen aber nur um so glücklicheren häuslichen Leben zurückkehren, wo es ihr einst zu enge ward."

„Ach!" seufzte Laigneville „wenn sie aber doch ihren Hang dazu verloren hätte, oder, bloß

anfangs durch die Veränderung befriediget würde, und in der Folge Rückfälle kämen?" —

„Wahrscheinlich ist es nicht," antwortete Dübois; „und Gewißheit für künftige Dinge kann Niemand geben. Aber, wie gesagt, ich fürchte nichts. Ich suchte meinen Kindern tief ins Herz Vorliebe für häusliches Leben, und für den glücklichen Mittelstand zu pflanzen. Ich zeigte ihnen, daß, wenn dieser Stand der drückendsten Bürden enthoben, und frei von den Vorurtheilen ist, die unter seinen Gliedern herrschen, kein andrer auf der Erde so frei, so glücklich, so sorglos, und so ganz sich selbst, — welch seltnes Glück in den gebildetern Ständen! — leben könne, als er. Ich zeigte ihnen, daß man dieses in vielen Ländern anerkenne, wo der Bauer zugleich an der Regierung seines Landes Antheil nimmt. Ich habe ihnen die Vorzüge dieses Lebens für ein gebildetes Herz, und für einen geraden hellen Kopf so oft, so warm, so eindringend zu Gemüthe geführt, daß alles täuschen würde, wenn ich ihre Aeußerungen darüber nicht für reine Sprache des Herzens halten dürfte. Und Ihr werdet selbst aus Carolinens Betragen, und der Art, mit der sie sich in unser Hauswesen zu schicken weiß, schließen können, ob sie ihre Gesinnungen über

diesen Punkt in der Stadt verändert habe, oder nicht!" —

So lebten diese glücklichen Menschen ein friedliches Leben. Kein Wunsch, keine Sorge nagte sie, und die Zukunft bot nichts als schöne Aussichten dar. Indessen rückte die Zeit der Vermählung von Dübois zweiter Tochter heran, und mit jedem Tage sah man Carolinens Ankunft entgegen. Auch die bestimmte Zeit war verflossen, und die ganze Familie in die tiefste Besorgniß gestürzt.

Endlich langte ein Brief durch einen eigenen Bothen an. Aufschrift und Siegel war unbekannt. Mit Zittern erbrach ihn Dübois. So lautete sein Inhalt:

„Machen Sie sich auf das Schlimmste gefaßt, unglücklicher Vater. Hart trifft des „Schicksals Hand den Gerechten, dem es eine „ausgezeichnete Belohnung bereitet hat. Der „Lasterhafte kann wohl seinen Fuß der Tugend „auf den Nacken setzen; er kann das edelste Herz „besiegen, aber der Triumph, der Triumph „bleibet stets der Tugend, und Ihre Tochter hat „einen gehalten, der Ihren Stolz grenzenlos

„machen würde, wenn er Ihrem Herzen nicht so
„theuer zu stehen käme.

„Sie werden Licht in dieses Dunkel suchen?
„Noch einige Stunden Geduld, edler Mann.
„Freilich weiß ich, daß es eben so viele Jahre
„für Sie sind, aber sie sind Ihnen zur Fassung
„nothwendig. Dann werden Sie durch dieselbe
„Hand gänzlichen Aufschluß und zugleich das er-
„halten, was Ihre Tochter mich bat, Ihnen zu
„senden."

„Entfernen Sie sich nicht aus Ihrer fried-
„lichen Heimath. Sie treffen hier Niemanden
„— Niemanden. Auch die Tante ist fort."

„Welch ein Mann muß das seyn, der eine
„solche Tochter erzog! Ich beneide Sie auch im
„Unglücke."

„C. am 20. März 795." „Düvivier."

Düblois hatte den Brief nicht in einem fort lesen können. Der Drang der Besorgnisse, die hervorquillenden Thränen, der Wechsel von Furcht und Hoffnung, das Schluchzen seiner Familie hatte ihn unzählig oft unterbrochen.

„Mag geschehen seyn, was immer!“ rief er mit nassen Augen, „wenn nur sie noch lebt, wenn ich nur meine Caroline wieder sehe! O über die grausame Vorsicht dieses unbekannten Freundes! Kann die Gewißheit des Schrecklichsten mich mehr martern, als diese, diese Ungewißheit? O, der Mann muß kein Vater seyn!“ —

„Fasse Trost, lieber Mann!“ sagte Dübois Gattin, und war selbst einer Ohnmacht nahe.

Laigneville preßte ihn an sein Herz. Seiner scharfblickenden Seele lag die ganze Geschichte offen, aber dennoch war er nicht im Stande, sich die Ahnungen deutlich zu machen, oder sie in Worte zu bringen. Seine Brust war innig beklemmt. „Fürchten Sie das Schlimmste!“ war alles, was er sprechen konnte.

„O sie ist todt, sie ist todt!“ jammerte Dübois. — Granvilars Auge schwamm in Thränen.

„Nehmen Sie Ihre Muthmaßung für Gewißheit, so wird die Gewißheit sie weniger hart treffen;“ sagte Laigneville. „O Vater, Vater! Sie wissen nicht, was ich leide; — auch werde ich jezt nicht davon sprechen. Aber auch ich halte sie für todt!“

„O der Brief sagt es klar!“ Dübois durchging ihn noch einige Male stillschweigend, und wiederholte einige Stellen. „— — wenn er ihrem Herzen nicht so theuer zu stehen käme!“ — Mit ihrem Tode erkauft! Nicht wahr? — Es ist kein Zweifel mehr! — — „Sie treffen hier Niemanden — Niemanden!“ — Ja wohl — ich verstehe, ehrlicher, unbekannter Freund, ich verstehe! — „— — der eine solche Tochter erzog.“ Erzog? Erzog! Nicht mehr erzieht, nicht mehr sein nennt! O ich grenzenlos Unglücklicher!“ —

„Unsere Tochter kann nichts gethan haben, was nicht mit der Ehre bestünde. Darauf sterbe ich!“ sagte die Mutter.

„Ehre, Ehre?“ fragte Dübois heftig. „O was kümmert mich jezt alle Ehre. — Wenn nur sie noch lebt, wenn ich nur sie noch einmal an mein Herz drücken kann. Ihr Leben ist jezt meine Ehre, ihre Ehre. — Die Liebe kennt das Wort Ehre — das Wort Schande nicht; der Ehrgeitz denkt darauf, und berechnet seine Gefühle darnach; nicht ein Vaterherz, nicht wahre Liebe! — Laß sie als die größte Verbrecherin kommen, so ist sie meinem Herzen so nahe ver-

wandt, wie vorher. Haben wir uns diese Liebe selbst gegeben? — Können wir sie aus dem Herzen nehmen? — Ihre Allmacht spottet der Zeit und aller ihrer Verhältnisse!" —

Eine stumme, dumpfe Pause folgte. Keins wagte zu reden, zu athmen. Ungeduldig — in schrecklicher Angst eilte Dúbois hin und wieder, blieb stehen, schritt wieder heftig hin. „O daß ich mit unsichtbaren, diamantnen Fesseln hieher gekettet bin! — Grausamer Freund, erbarme dich meiner, und sende mir Gewißheit!"

„Nennen Sie ihn nicht grausam," entgegnete Laigneville, „wie leicht hätte Ihrer Gesundheit eine zu gähe Schreckenspost gefährlich werden können! Jezt aber ist Ihr Körper, wenn auch Ihr Herz nicht dazu vorbereitet, das Schrecklichste zu ertragen." „O Freund," rief Dúbois „was kümmert mich mehr Leben, was Gesundheit!" —

„Jezt gar nichts," sagte Laigneville „und das finde ich Ihrem Herzen sehr angemessen. Aber in der Folge werden Sie und Ihre Kinder dem edeln Manne noch Dank wissen!" „Und wer ist dieser Dúvivier?" fragte Dúbois, „der mir

aus lautrer Menschenfreundlichkeit das Messer ein Paar Stunden an der Kehle sitzen läßt, eh er zuschneidet; ich kenne ihn nicht!" — „In C." versetzte Laigneville, „haben wir ihn, und in seinem Hause Carolinen kennen gelernt. Er zeigte sich schon damals als einen achtenswerthen Mann." Laigneville erzählte darauf manches von den Ereignissen in C., um den tiefgebeugten Vater etwas zu zerstreuen.

So verstrichen einige Stunden. Der Unglücksbothe erschien endlich zum zweiten Male mit einem Briefe, und einer versiegelten Schachtel, und entfernte sich eben so schnell wieder.

Zitternd nahm Dubois den Brief in seine Hände. „Hier" rief er, „hier liegt die Gewißheit, nach der ich so sehr mich sehnte, und nun wag ich es kaum, sie wissen zu wollen. — Lesen Sie, Laigneville — ich — vermag es nicht!" —

Laigneville raffte seine Kraft zusammen, und erbrach gelassen den Brief. — „Ich höre den Donner rollen," sagte er leise, „er wird mich treffen, aber ich bin gefaßt!" Er las.

„Ich hoffe, Sie sind gefaßt, das Schlimm„ste zu vernehmen, Ihre Tochter hat der Tugend

„das größte Opfer gebracht, das ein Sterblicher „geben kann. — Ahnen Sie es nicht, Dûbois? „Ahnen Sie es nicht?“ —

„Halt ein, halt ein, Laigneville!“ sagte Dûbois in kalter Erstarrung; „noch weiß ich das Schrecklichste nicht; noch nicht das betäubende Wort. — Laß mich noch einen Zug aus dem Becher der Hoffnung trinken!“ — „Ihr Leben!“ —

Laigneville las diese Worte ohne Ausdruck, ohne Bewußtseyn. Der Brief entsank seinen Händen. Dûbois verdeckte sein Angesicht. Die Mutter schrie laut auf, die Kinder ächzten und jammerten.

„Lies weiter!“ sagte Dûbois nach einer Pause. — Ich ahne, das Schrecklichste folgt nach!“

Laigneville las. „Die alte Tante, und der „Oberste Romecourt haben mit teuflischer Kunst „Netze gesponnen, um Carolinens Unschuld fallen „zu machen. Lange hielt sie männlich aus, aber „die Künste der Verführung kennt kein unverdorbenes Herz, und weiß daher auch nicht, sie zu „vereiteln. — Sie sank —“ — Laigneville konnte nicht weiter lesen.

Dübois rief: „O ich allzuglücklicher, allzusichrer Vater!“ Die Mutter sank in Ohnmacht. Granvilars Thränen flossen; es war der erste Augenblick, wo er sein Unglück für geringer hielt. Laigneville hatte sich bald gesammelt; er biß die Lippen zusammen, und preßte mit der Hand den Tisch so gewaltig, daß er krachte. Gleichgültig, dem Anscheine nach, las er weiter.

„— um herrlicher aufzustehen. Erst als sie „sich von ihrer Betäubung erholte, und die ganze „Größe ihres Unglücks einsah, konnte ihre Seele „einen festen Entschluß fassen. Sie setzte sich ge„lassen hin, legte ihre Kostbarkeiten in eine „Schachtel, und schrieb ihren letzten Brief. Dann „ließ sie mich rufen, und bat mich, alles Ihnen „zu übersenden. Eh ich noch kam, hatte sie Gift „genommen. Jede Hülfe war zu spät. Die Tan„te und der Oberste verschwanden plötzlich. Der „Ruf ihrer Geschichte und ihres Heldentodes zog „ihr die allgemeine Bewunderung, und jenen Bö„sewichtern den allgemeinen Haß zu.“

„Nicht das Fallen bezeichnet die Güte, oder „Schwäche des Charakters, sondern die Art, wie „man sich nach dem Falle benimmt. Der ge„meine Mensch winselt und verzweifelt, aber der

„wirklich Tugendhafte bleibt sich gleich; denn ent=
„weder ist das Vergehen wieder gut zu machen,
„und dann strebt und ringt er rastlos nach Ver=
„vollkommnung; oder nicht; und dann wählt er
„das einzige Mittel, sich mit der Tugend zu ver=
„söhnen, und die, die er durch seinen Fall belei=
„digte, zu rächen: den Tod."

„Edler Dûbois! Mitten in ihrem Unglücke
„können Sie den Becher der Zufriedenheit leeren.
„Aus dem Falle glänzt die Höhe der Tugend Ih=
„rer Tochter, das erprobte Werk Ihrer Erzie=
„hung, heller auf. Der Sturm, der die Früchte
„vom Baume schüttelte, zeigte erst den Reichthum,
„die Größe und Reife derselben. — Mit Sehn=
„sucht sehe ich dem Tage entgegen, wo ich Sie
„an mein hochachtungsvolles Herz werde schließen
„können."

„Dûvivier."

Laigneville ging mit gemessenem Schritte hin und wieder. Aeußerlich schien er ruhig; aber in ihm kochte es fürchterlich. Fest stand der Entschluß, den er nehmen wollte, vor seinen geistigen Augen. Er konnte den Tag nicht erwarten,

der ihm die Erfüllung seines nun einzigen Wunsches gewähren würde.

Die Uebrigen waren in ein dumpfes Hinbrüten versunken. Dübois sah starr vor sich auf den Boden. „Ein schrecklicher Donner hat uns aus unsrer zu großen Sicherheit aufgeschreckt!“ seufzte er.

Jezt erst war er etwas im Stande, die Schachtel zu öffnen. Er that es mit Zittern. Alles was Caroline von einigem Werthe besaß, hatte sie ihrer Familie geschickt; jede Sache war mit einem Zettel versehen, auf dem der Name dessen stand, dem sie es vermachte. Den Rest ihres Eigenthums hatte sie vor ihrem Tode an die sie Umgebenden verschenkt.

Auch ein Brief war darin. Dübois küßte ihn, drückte ihn an sein Herz. „O gegen dein eigen Herz allzustrenge Tochter!“ rief er aus. „Wärest du hier — ich würde dir verzeihen; — Hast du das nicht geahnet? Wußtest du nicht, wie wir alle an dir hingen? — Doch du konntest dir selbst nicht verzeihen; unsre Verzeihung wäre daher nutzlos, unser Mitleid für dich tödtlich gewesen!“

Eine schmerzvolle Pause folgte. Die Mutter irrte verzweifelnd umher. Sie klagte sich als die Ursache vom Falle ihrer Tochter an, sie beschwor ihren Gatten und ihre Kinder, ihr den Tod ihrer Caroline zu verzeihen.

Dûbois tröstete sie, — er, der selbst grenzenlos elend war. Er besaß zu viel Edelmuth, ihr fühlen zu lassen, daß sie durch ihr rastloses Bitten, Carolinen nach der Stadt zu schicken, ihr Unglück gegründet habe. —

„Das sind also die letzten Worte, die unsre Tochter zu uns spricht — und selbst die — hören wir nicht mehr aus ihrem Munde!" — So klagte Dûbois, während er den Brief erbrach, den er mit schwacher, vor Rührung und Beklemmung oft unterbrochner Stimme las.

„Verzeihung, Vater, Verzeihung, Mutter! Auf den Knien liege ich, während ich dieß „schreibe; so würde ich vor Ihnen liegen, wenn ich „die größte aller Qualen, den Anblick meiner Aeltern, die mich sonst nur segneten — und jezt sich „von mir abwenden müßten, ertragen könnte. „Zwar würden Sie mir vergeben, das fühl' ich;

„aber ich selbst kann mir nicht eher verzeihen, als „bis ich gebüßt, mich mit der Tugend, und allen „edlen Seelen wieder ausgesöhnt habe, und dann „— kann ich Sie nicht mehr sehen."

„Soll ich den Vorhang von der unerhörten „Büberei wegziehen, die mich in diesen Abgrund „stürzte? Lange kämpfte ich mit mir darüber. Nun „aber bin ich entschlossen es zu thun. Schonung „gegen Verbrecher halte ich für Schwäche, für ein „wirkliches Verbrechen gegen Andre, die durch sie „gleiche Gefahr laufen können. Ich thue es nicht „mit Haß, oder mit dem Wunsche nach Rache; in „des Lebens letzten Augenblicken ist man über jede „Menschlichkeit hinaus."

„Vor zwei Monden lernte ich den Marquis Lai„gneville kennen. Bisher hatten manche Männer „auf meine Sinne Eindruck gemacht; er machte „der erste einen tiefen und unauslöschlichen auf „mein Herz. Ach der Edle! — Die unglückliche „Caroline war seiner nicht werth!" —

„O mein Sohn, mein Sohn!" rief Dübois aus. „Vater!" sagte Laigneville, stürzte nieder zu seinen Füssen, und küßte die Hand des Grei-

sen mit der innigsten Empfindung. — Dübois fuhr nach einiger Zeit zu lesen fort. —

„Der Oberste Raimond von Romecourt — „meine Hand zittert, den Namen zu schreiben, — „schmeichelte sich, mich erobert zu haben, weil ich „ihn artig behandelte. Ich bemerkte, daß ich da„durch in Laignevilles Augen verlor. Von dem Au„genblicke an hatte ich für den Obersten nichts als „gleichgültiges, kaltes Betragen. Das schmerzte „diesen eiteln Gecken, der sich unwiderstehlich „glaubte; er beschloß sich zu rächen, und hat „leider! nur zu genau seinen Schwur gehal„ten!" —

„Laigneville entfernte sich. Wer seine Lage „und seinen Charakter kannte, errieth die edle Ab„sicht dieser Entfernung, die ihn bei meinem Kopfe „in noch hellres Licht setzte, aber mein Herz brach."

„Der Oberste suchte nun alle Mittel, sich „meine Liebe zu erwerben. Aber eben, weil ich „merkte, daß er es darauf anlegte, verfehlte er „seine Absicht, und der Weg, den er einschlug, „mich durch Eifersucht zu bezwingen, zog ihm nur „meinen Spott, und mein Mitleiden zu."

„Plötzlich änderte er seinen ganzen Plan. „Er ward still, eingezogen, bescheiden; besuchte „keine Unterhaltung, wo ich nicht zugegen war; „sprach da mit Niemanden, als mit mir, und, „wenn er sprach, war er äußerst zurückgehalten, äu„ßerst schüchtern. Er zeigte die aufrichtigste Reue „über sein voriges leichtsinniges Leben, er ertrug „die Spöttereien der Witzlinge über seine Umwand„lung mit der größten Gelassenheit, und wünschte „nichts, als ein freundschaftliches Herz zu finden, „an dem er sich auf dem Wege zur Tugend und Gei„stesbildung aufrecht halten könnte."

„Unter solchen Umständen hielt ich es für un„zweckmäßig, ihn noch ferner meine Verachtung „fühlen zu lassen. Ich behandelte ihn nach dem „Grade besser, als er sich die Achtung aller Vernünf„tigen zu verschaffen wußte. Darüber schien er „unaussprechlich glücklich. Endlich wagte er es, „mich um meine Freundschaft zu bitten. Ich „antwortete, um ihn nicht ganz niederzuschlagen, „daß ich dazu sehr viel forderte. Er schwieg trau„rig still, und beseufzte sein Unglück, gerade dem „Herzen nicht gefallen zu können, das ihm alle „übrigen gleichgültig machte, und dem er so viel „verdankte. Von dieser Zeit an schien er nur für „mich zu leben."

„Um diese Zeit mußten die Emigranten C. „verlassen; sie zerstreuten sich nun in verschiedene „Gegenden. Düvivier, und die Tante wählten „B. Mir unwissend folgte uns der Oberste nach, „und setzte seine Bewerbungen fort. Weit ent- „fernt von jedem Gefühle von Liebe konnte ich ihn „doch nicht mehr hassen; die Natur hatte ihm ja „eine Gestalt gegeben, die unwillkührlich zum „Wohlwollen hinzog. O des Verbrechens, ein „solches Geschenk so zu mißbrauchen!" —

„Das Namensfest meiner Tante war der un- „glückliche Tag, der meine und Ihre Ruhe un- „tergrub. Sie hatte für den Abend einige Gäste „geladen, Romecourt war darunter. Der Abend „erschien, aber nicht die Gäste. Der einzige Ro- „mecourt fand sich ein; die Uibrigen, so sagte man „mir, hatten sich entschuldigt."

„Ich hatte eine kleine Mahlzeit erwartet, „aber ich täuschte mich. Alles, was die Sinne „berauschen und betäuben konnte, war vorhan- „den; eine sanfte Musik im Nebenzimmer; wir „drei allein. Romecourt war noch nie von so „glänzender Laune gewesen."

„Die Tante nöthigte mich immer zum Trin-
„ken. Die Weine machten mein Blut wallen,
„meine Sinne glühen. Ich trank sehr wenig,
„aber das Wenige war ungemein berauschend.
„Auf einmal verschwand die, die mich hätte ret-
„ten sollen, aber mit meinem Verfolger im treu-
„losen Bunde stand, — meine Tante!“

„Ich achtete es nicht. Romecourt war so
„zärtlich, so bescheiden, daß ich mich gänzlich sicher
„hielt. Seine Liebkosungen, und der Wein stürz-
„ten mich in einen süssen Taumel, und tödteten
„mein Bewußtseyn. — Ach — Vater! — Sie
„errathen das Uibrige; — Scham und Schmerz
„hindert mich weiter zu sprechen.“ — —

„Soll ich Ihnen meine Wuth, mein Entse-
„tzen schildern, als ich aus der Betäubung erwachte
„und den laut triumphirenden Verräther vor mir
„sah? O Vater, Vater! Verzeihung Ihrer un-
„glücklichen Tochter!“ —

„Meine Ruhe ist auf immer untergraben.
„Wie könnte ich Sie, mein Vater, wie meinen
„Laigneville wiedersehen? Ach! ich habe mich Eu-
„rer unwürdig gemacht, aber dennoch nenne ich

„Euch mein; ich erkaufe Euch ja wieder durch „meinen Tod!“ —

„Ja er ist beschlossen, fest beschlossen. Nur „in der ewigen Ruhe ist Ruhe für mich. Trauern „Sie nicht, mein Vater, ich gehe nicht unvor„bereitet in die Ewigkeit. Ich zittre nicht vor „ihrem Anblicke, aber vor dem Anblicke des Le„bens zittre ich.“

„Mein Tod allein kann wieder die Ruhe und „den Frieden in Ihre Hütte führen, theure Ael„tern, den ich Ihnen raubte. So lange ich in „diesem Zustande lebte, müßte ja jedes Wort, je„der Gedanke an mich Ihre Wunde aufs Neue „aufreißen. Mein Tod allein kann und wird „meine Schwestern und so manche Andere warnen, „retten; die Nachsicht, die Sie mit mir würden „gehabt haben, hätte sie verderben können. Aber „so sterbe ich mit der süssen Uiberzeugung, daß „keine meiner Schwestern den Bund brechen „wird, den unsre Aeltern mit der Tugend schlos„sen, und den ich mit meinem Tode besiegelte. — „Könnte mein Leichenhügel der Traualtar meiner „Schwestern seyn! — Nie würden sie sich verges„sen, wie ich mich vergaß!“ — —

„Verstoßen Sie nie aus Ihrem Herzen, „theure Aeltern, Ihre unglückliche Caroline!“ —

„Nie, nie! schrie Dübois und seine Gattin. Die Geschwister weinten laut auf; sie hatten ihre Thränen bisher zurückgehalten, um der geliebten Schwester letzte Worte zu hören.

Laigneville schien so gelassen, so ruhig, daß Granvilar und Dübois sich wunderten. Nur das rollende Auge verrieth die Stürme, die in seinem Innern tobten. Die Familie konnte sich nach Tagen noch nicht aus dem ersten Schmerze erholen. Man dachte, und sprach von nichts, als von der geliebten Tochter. Vater und Mutter waren sehr schwach. Ihr einziger Wunsch war, Carolinens Leiche zu besitzen. „Ich hole sie!“ sagte Laigneville. „Ich habe die Stärke, den entseelten Körper anzusehen. Für Sie wäre das nicht.“ — Er eilte nach C. Granvilar blieb bei Dübois.

„Wohin ist sie begraben?“ fragte Laigneville den edeln Düvivier. „Sie wissen“ antwortete dieser „daß man Menschen, die ihr Leben der Tugend zum Opfer bringen, kein ehrliches Begräbniß gestattet!“ —

„Man thut recht daran“ versetzte Laigneville bitter; „sie gehören auch nicht unter jene geheiligten Schwächlinge. Aber Sie kennen doch ihre Ruhestätte?“ —

„Sie wissen, daß ich Carolinen kannte, und mögen so fragen? — Ich selbst habe sie ihr ausgewählt. Kommen Sie mit!“ —

Düvivier führte Laignevillen vor die Stadt ins Freie auf eine kleine Insel, die der Fluß dort bildete. „Hier ruht sie!“ sagte Düvivier. Laigneville stürzte auf den Rasenhügel nieder. — Dann entfernte er sich, holte Gräber und traf Anstalten, Carolinens wenige Uiberreste zu verbrennen. Das Gift hatte sie fast unkenntlich gemacht. „Was machen Sie?“ fragte Düvivier. „Ich bringe sie zu ihrem Vater,“ erwiederte Laigneville. Eine Urne hatte er in Bereitschaft, die Asche aufzunehmen. Eh er von Düvivier schied, der ihm manches von Carolinens letzten Stunden erzählte, fragte er ihn, ob man den Aufenthalt des Obersten nicht wisse. Düvivier sagte, daß man ihn in St. . . wolle gesehen haben, daß aber der Aufenthalt der Tante, die sich mit den Geschenken des Obersten flüchtete, noch nicht bekannt sey. Nun machte sich Laigneville auf den Rück-

weg nach der Köhlerhütte. Er ging die ganze Nacht durch zu Fuße; die Urne in der Hand. — So wanderten Griechenlands Heroen mit des Freundes Asche, der im Ausland fiel; um sie in den väterlichen Hallen zur Ruhe zu bestatten.

Vor Tages Anbruch langte Laigneville bei der Köhlerhütte an. Er eilte in den Garten. Da wo vier Lindenbäume im Sommer kühle Schatten bilden, und man von der Erhöhung, auf der sie stehen, in zwei der schönsten Waldthäler die Aussicht hat, warf Laigneville von jung entsproßnem Rasen einen Hügel auf, und befestigte die Urne auf demselben. Dann überraschte er die Familie und führte sie in den Tempel der Natur.

Thränen flossen; aber es waren keine schmerzenden Thränen mehr; eine sanfte Wehmuth, ein Gefühl, das eine selige Befriedigung ertheilt, indem es den Menschen alles Irdische vergessen macht, und ihn über sich selbst erhebt, lockte sie ins Auge.

„Weihen Sie den Tempel, Vater! nach dem Willen der Heiligen ein, die hier ruht!" sagte Laigneville, und führte Carolinens älteste Schwester, und ihren Bräutigam dem edlen Greisen vor,

Dübois legte ihre Hände übereinander. Die Mutter segnete sie. „Meine Kinder" sagte Dübois „erinnert euch immer des Augenblickes, indem ich euch einander gab. Mögt auch ihr einst so ruhig in dem Kreise tugendhafter Kinder, und edler Menschen stehen, als ich jezt unter euch!" —

„Und so glücklich eins an des andern Seite, wie ich an der meines Mannes!" sprach die Mutter.

„Vergeßt nie die edlen hellen Grundsätze eures Vaters;" fügte Laigneville hinzu „wenn Ihr d i e befolgt, sind die Ereignisse und Stürme der Zeit zu schwach, euch unzufrieden oder elend zu machen." —

„Und wenn Ihr unglücklich werdet," sagte Granvilar „so mögt Ihr einen Freund finden, wie ich einen gefunden habe. Das sey mein Segen!" —

„Der schönste!" rief Dübois. Die ganze Familie umarmte sich.

„Endlich sehe ich euch wieder ruhig — und diese Ruhe dauernder gegründet, als je!" sagte

Laigneville. „Kein andrer Augenblick könnte mir die Trennung von Euch erträglicher, leichter machen, als dieser. Lebt wohl, edle Menschen! — Granvilar, jezt bitte ich dich, mir zu folgen. Oder wolltest du hier bleiben, bis ich wieder komme?"

„Wie kannst du fragen!" erwiederte Granvilar. „Können wir uns auf längere Zeit trennen?"

„Wohin eilst du, mein Sohn?" fragte Dúbois.

„Ich habe ein großes wichtiges Geschäft noch auf dieser Erde, Vater!" versetzte Laigneville.

„Ich lese Rachgierde in deinen Augen, mein Sohn! Verzeihe auch du, wie meine Tochter verziehen hat, und so wahr sie der himmlischen Verzeihung theilhaftig werden soll!"

„Vater, meine Handlungen können ihr weder zu guten kommen, noch nachtheilig werden." —

„Wie leicht kannst du irren, Laigneville! — Wie weit reicht menschliche Einsicht?" —

„Sie giebt Licht genug, die Verbrecher zu züchtigen, die des Gesetzes Arm nicht erreicht.“

„Greife dem Schicksale nicht ein in seinen Gang!“ erwiederte Dûbois ernst.

„Der Mensch greift nicht in die Räder des Schicksals; das Schicksal aber greift in des Menschen Brust, und erregt darin den Trieb zu großen Handlungen. Oder wüßtet Ihr, Vater, eine andere Art, wie sich des unsichtbaren Schicksals Wille äußerte? — Die Menschen sind seine Werkzeuge; nie hat noch ein Blitz einen Frevler erschlagen, um die Tugend zu rächen, nie ein gäher Tod den Buben befallen, der des Redlichen Glück auf immer untergrub!“ —

„Handle, wie du glaubst handeln zu müssen, mein Sohn; mein Segen folgt dir immer nach!“ sagte Dûbois, und umarmte Laignevillen. Rührend war sein Scheiden, wie das eines Kindes. — Granvilar begleitete ihn. — Beide versprachen, ihre Tage bei Dûbois zu beschließen. —

Sie nahmen ihren Weg nach St., wo sie in einigen Tagen anlangten. Das erste, was Laig-

neville antraf, war die alte Tante, die sich seinem Anblicke zu entziehen suchte. Aber er fürchtete, sie möchte den Obersten von seiner Ankunft unterrichten, und trat daher rasch auf sie zu. O Madame, haben Sie doch die Gefälligkeit, mich zum Obersten Raimond von Romecourt zu führen!" —

„Mein Herr, ich kenne weder Sie, noch den Obersten!"

„Glauben Sie nicht, mir zu entkommen. Ich gehe Ihnen nicht von der Seite, bis Sie meine Bitte erfüllen. Ich weiß bestimmt, daß der Oberste hier ist; nur seine Wohnung weiß ich nicht."

Die Tante wollte sich durchaus nicht fügen. Laigneville versicherte sie aber, daß sie mit ihm Haus für Haus abgehen müßte, bis er den Obersten fände. Ihre Füsse begannen zu ermüden. Sie sagte ihm endlich, daß der Oberste und sie eine Wohnung hätten, da sie dessen Haushälterin wäre. Laigneville äußerte darüber nichts. Sie kamen in der Wohnung an; der Oberste war nicht zu Hause, aber militärische Geräthschaften zeigten seinen Aufenthalt an.

Laigneville setzte sich ganz gelassen nieder; die Alte durfte nicht aus dem Zimmer. Sie schrie

über Gewalt, aber Laigneville versicherte sie sehr höflich, alles sey bloß auf eine Ueberraschung des Obersten angelegt, und machte sie selbst durch das Geschenk eines unbedeutenden Ringes zahm und vertraulich.

Der schöne Oberste von Romecourt war auch in der That nicht wenig überrascht, als er nach Tische ins Zimmer trat, und den Marquis erblickte. Er konnte vor Bestürzung nicht sprechen.

Laigneville fühlte sein Blut sich empören, aber er faßte sich, und ging ihm ernst entgegen. „Mein bloßes Daseyn wird Sie vermuthlich auch über den Zweck desselben hinreichend belehren.“

„Wahrhaftig“ stotterte Romecourt, „ich weiß nicht, wie ich zu der Ehre komme.“ —

„Sie werden nicht vergessen haben,“ fuhr Laigneville düster und sich mäßigend fort, „in welchem Verhältnisse ich und Dübois erhabene Tochter stand, und in welches Sie, Elender! sie zu sich versetzten!“ —

„Keine Beleidigungen!“ — schrie Romecourt.

„Armseliger,“ sagte Laigneville „ich verachte dich zu sehr, als daß ich dich beleidigen wollte, oder du mich beleidigen könntest. Darum bin ich nicht gekommen. Züchtigen will ich dich, und die Erde von deinem Daseyn reinigen, eh du sie um noch mehr der edelsten Menschen betrügst! Hast du noch einen Schatten von jener sogenannten Ehre in dir, die eine Ausforderung auszuschlagen verbiethet, so folge mir, und — dank' es meiner Mäßigung, daß ich mich noch mit dir zu kämpfen würdige, statt dich gleich zur Hölle hinabzusenden!“

„Ist das Sitte, mich wie ein Mörder in meiner Wohnung zu überfallen?“ schrie Romecourt.

„Keine Ausflüchte, Feiger!“ rief Laigneville. „Du folgst mir zum Kampfe der Vergeltung, oder du sinkst hier als das Opfer meiner Rache. Ich fürchte keine Strafe, keinen Tod, wenn ich nur das Mädchen gerächt habe, dessen Namen zu hören du nicht würdig bist!“ — Zugleich drang Laigneville mit dem Degen auf ihn ein. „Nimm deinen Degen und folge mir, oder du lebst nicht eine Minute mehr!“ —

Romecourt ergriff zitternd seinen Degen. „Ohne Sekundanten?“ sagte er mit erborgter Kälte, die ihm sehr übel ließ.

„Nimm so viel du willst!“ antwortete der Marquis, hohnlächelnd; „ich brauche keinen! Der Schatten von Dübois großer Tochter wird mich umschweben und die Tugend meinen Arm führen. Versuche deine Kunst zum zweiten Male gegen sie!“ —

Romecourt entfernte sich nun mit ihm. Die Tante wagte nicht ein Wort zu sprechen.

Auf der Straße blieb Romecourt vor einem Hause stehen. „Hier wohnt der Marquis C. — er ist mein Freund, und wird mir es nicht abschlagen, mich zu sekundiren.“

„Immerhin!“ sagte Laigneville, und ließ ihn herab holen. Der Marquis kam, und alle drei verfügten sich auf einen freien Platz vor dem Thore.

Das Duell begann. Romecourt suchte sich ein Air von Muth und Leichtigkeit zu geben, aber es gelang ihm nicht, denn — Laigneville stand ihm gegenüber erhaben und schweigend, wie der Engel des Todes, und unerschütterlich, wie Aegyptens Pyramiden.

Romecourt war ein geübter Fechter, aber Laignevilles Kälte benahm ihm die Fassung. Ro-

mecourt suchte seinen Gegner zu verwunden, allein Laigneville parirte so geschickt, daß es jenem unmöglich ward. Er selbst benützte die Blößen, die jener dazu gab, absichtlich nicht. Fallen sollte sein Opfer, oder er. Das Schicksal führte seinen Arm; — Romecourt fiel, tödtlich verwundet. —

„Nun habe ich lange genug gelebt!" rief Laigneville. Der Marquis von C. rief Leute an, ihm den fast todten Obersten fortbringen zu helfen. Laigneville kehrte düster und befriedigt in die Stadt zurück.

Im Gasthofe, wo sie abgestiegen waren, fand er seinen Freund nicht. Man sagte ihm, er sey ausgegangen, ihn zu suchen.

Nach einigen Stunden kam Granvilar zurück. „Dein Opfer ist gefallen, Bruder, ich wünsche dir Glück. Aber nun laß uns fliehen; die ganze Stadt ist voll von des Obersten Tode, und man befürchtet die strengste Strafe gegen den Thäter, denn der Oberste war der Liebling einer Gräfin, die alles bei Hofe vermag."

„Nur nicht dem Obersten das Leben wieder zu geben" antwortete Laigneville, „und sonst

habe ich nichts zu befürchten! Doch Dir Unschuldigem muß ich mein Leben erhalten, und darum laß uns fliehen. Wir wollen Vater Dübois aufsuchen!" —

„Aber wenn" entgegnete Granvilar, „man uns bis in diesen Aufenthalt der Ruhe verfolgte? — Würden wir nicht aufs Neue den Frieden dieser edlen Menschen stöhren?"

„Du hast Recht," sagte Laigneville. „Wir wollen noch einmal in die Irre ziehen!" —

Und sie thatens.

Eh sie aber noch das Gasthaus verließen, führte die Wirthin einen Knaben zu ihnen, der um Laigneville fragte. „Ich bin es!" sagte er. Der Knabe gab ihm einen Brief und entfernte sich.

„Was soll das?" rief Laigneville und erbrach den Brief. Er las ihn Granvilarn vor.

„Fliehen Sie, Herr Marquis, so schnell
„Sie können. So eben bringt man den Ober-
„sten todt zu mir; ich kenne seine Verbindungen
„mit der Gräfin L., deren Liebling er war, und
„fürchte alles für Sie. O könnte dieser Rath Sie
„wieder mit mir aussöhnen!"

„Ich muß eilen, wenn Sie gerettet werden „sollen. Aber wissen müssen Sie, zu meiner „Vertheidigung müssen Sie wissen, daß ich das, „was ich in B. veranlaßte, bloß that, um eine „Heurath zu stiften. Carolinens nicht vorherzu- „sehender Entschluß zerstöhrte meinen Plan, und „die Ruhe meines Gewissens. O könnt ich Ihre „und der edlen Familie Verzeihung erflehen!“

„Ich gebe den Brief einem Knaben, mit „dem Auftrage, Sie in allen Gasthäusern aufzu- „suchen. Möchte er Sie doch treffen; mein Ge- „wissen würde in etwas wieder beruhigt werden!“

„Catharine Delabande.“

„Ich will dir glauben, Alte!“ sagte Laig- neville; „daß du hintergangen worden bist. — „Ein Anklagpunkt mehr gegen den Buben Rai- „mond von Romecourt!“ —

Der Brief bewies ihnen aufs Neue die Noth- wendigkeit zu eilen. Sie nahmen ihren Weg nach der nächsten Grenze, die an den Rhein stieß.

Den andern Tag hörten sie, daß man einem Flüchtlinge nachspührte. Laigneville zweifelte nicht, daß es ihn betreffe. Von Granvilars Da- seyn wußte man in St. nichts.

Sie waren nicht ferne mehr von der Grenze, als sie einen Trupp Reuter ansprengen hörten. „Es wird uns gelten,“ sagte Granvilar; „wir wollen uns ins Gebüsche verbergen.“ Sie thatens. Die Reuter hatten es bemerkt; ein Theil von ihnen saß ab, und durchsuchte das Wäldchen. Die beiden Freunde aber hatten den Vorsprung; sie entgingen glücklich ihren Verfolgern.

Weit erstreckte sich das Gebüsch. Endlich ward es lichter; die beiden Freunde glaubten sich über der Grenze. Bald aber entdeckten sie den Rhein, der von der entgegengesetzten Seite das Wäldchen umgibt.

Eine gute Strecke unterhalb glänzten ihnen erst die Thürme der Grenzstadt O. im Schimmer der Abendsonne entgegen. Granvilar wies sie seinem Freunde. Alles Entkommen schien unmöglich, denn die Reuter mußten ihnen zuvorgekommen seyn.

„Freund,“ sagte Laigneville mit Heiterkeit, „mich beunruhigt das nicht. — Haben wir uns nicht geschworen, mit einander zu leben, und mit einander zu sterben?“ —

Granvilar sank in seine Arme.

„Sieh" fuhr Laigneville fort, „das gütige Schicksal führet uns selbst die schönste Gelegenheit zu. Wie bald dürfte es sich gezwungen sehen, uns vielleicht auf immer zu trennen!" —

„Ich verstehe dich!" antwortete Granvilar, und sah nach dem Rheine hin. Zum ersten Male glänzte wieder Freude auf dem blassen Gesichte.

Laigneville umarmte ihn feurig. Dann zog er seine Schreibtafel heraus, und schrieb an Dübois. „Vater, der Mörder deiner Tochter ist „nicht mehr. Dein Sohn Laigneville hat den „Wurm zertreten! — Auch dein Sohn, und „sein Freund sind nicht mehr, wenn du dieses „liest; aber es geht ihnen gut; denn sie sind dann „bei Carolinen und Adelen!"

„Bei Carolinen und Adelen!" rief Granvilar entzückt aus, wie er es ihn schreiben sah.

„Lebe wohl, guter Vater, lebe wohl, du, „und deine edle Familie; und wenn du einst in „dein Vaterland zurückkehren solltest, so erinnere „dich, wenn du über des Rheins rauschende Fluthen setzest: — Das ist meiner guten „Söhne ruhig Grab!" —

In die Brieftasche legte Laigneville der Tante Brief, und bemerkte mit Bleistift darauf die merkwürdigsten Punkte von seinem Aufenthalte in St.

Dann band er sie zusammen; küßte sie. „Du gehst in des edeln Greisen Hände, wenn's das Schicksal will; — wir, wenn es uns günstig ist — ins Land der Ruhe!" —

Von außen befestigte er einen Zettel, worin er Dübois Aufenthalt bezeichnete, und dem Ueberbringer den vollen Besitz der wenigen Dinge zusicherte, die er als Botenlohn dazu auf den Stumpf eines Weidenbaums legte. Alles, was einst Carolinen gehörte, behielt er sorgfältig bei sich.

Arm in Arm gingen die beiden Freunde dem Rheinstrome zu. Der Abendsonne Stral goß Gold in die Wellen. — Vom jenseitigen Ufer wehten Fahnen herüber. — Eine unnennbare feierliche Ruhe schwebte über der ganzen Gegend.

„Wie glücklich ich bin!" rief Laigneville. „Alle meine Wünsche erfüllt! Auch mein heißester, wärmster — nochmals mein Vaterland zu schauen! Ich sehe seine Fahnen, — ich blicke in seine Thäler — mehr darf ich ja nicht wünschen! —

„Freund — Seltner — Einziger! Bis zu des Todes Pforten mein Begleiter!“ rief Granvilar. „Laß dich fest an mich drücken, um an deinem Herzen in des Todes Arme zu sinken!“ —

„Die Sonne sinkt!“ rief Laigneville begeistert — „in die kühle Fluth — wir folgen ihr. Sie geht morgen auf wie gestern! Wir — glänzender — oder nie mehr!“ —

Ende.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Bernard, Graf von Granvilar, eine Familiengeschichte französ. Emigranten

Leipzig [1802]

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.460-p
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721418-1